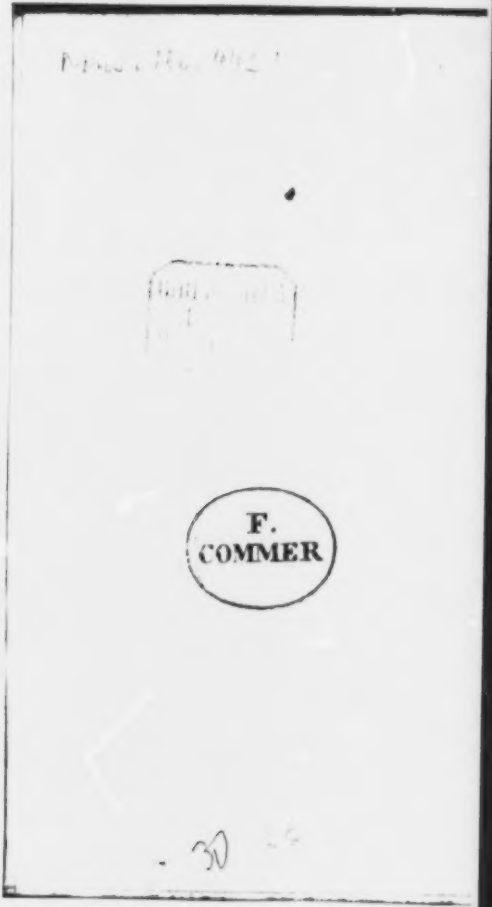
Die blinden Tonkünstler.

Von

M. Joh. Chph. Wilhelm Kühnau.

Berlin, 1810.

im Verlage bei C. Salfeld.


F.
COMMER

Allen

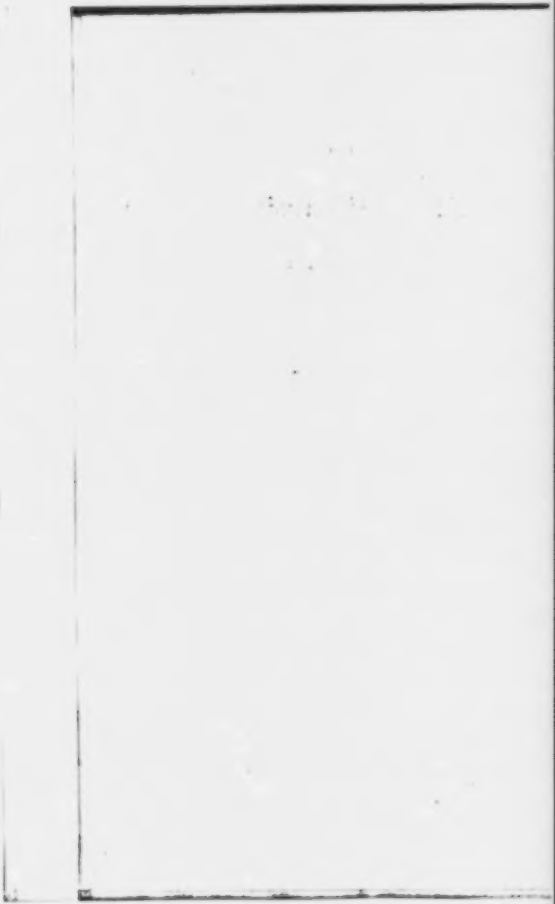
deutſchen Biedermännern,

Lehrern

und

Berathern der Blinden

geweiht.



Wie der, dem schwarze Nacht den Blick umschwebet,
dem sich des Tags Gebilde nie gezeigt,
sich durch die Kraft der Innenwelt erhebet,
empor zum Urbild' alles Schönen steigt,
und auf der Töne Flug zum Licht sich schwingen kann:
das zeigt dies Buch durch Menschenleben an.

Euch, Edle meines Volks, die Ihr mit Güte
auf Eure lichtberaubten Brüder schaut,
des Guten Keime zu der schönen Blüthe
hervorzieht aus der Nacht, die sie umgraut;

und ihnen zeigt des Geiſtes lichte Bahn: —
Euch darf ich kühn mit dieſem Buche nahn.
Verzeiht des Jünglings feurigem Beginnen,
Daß der Gefühle Drang' er unterlag:
er läßt nicht ungenutzt die Zeit verrinnen,
wo er der Liebe Zeichen äußern mag.
Vollherzig ſpendet er für die den Dank,
in deren Nacht Eur heller Lichtſtrahl ſank!

Der Verfaſſer.

Vorrede.

Wenn der denkende Geiſt durch irgend etwas auf ſeine innere Thätigkeit und die Art ſeiner Einwirkung auf die Außenwelt geleitet wird, ſo geſchieht es durch Beobachtung ſolcher Menſchen, denen irgend eine der Pforten zwiſchen Innen- und Außenwelt mangelt, welche man ſchlechthin die Sinne nennt. Von allen Sinnen, man mag deren nach gewöhnlicher Art fünf oder acht annehmen, iſt keiner entwickelnder für die

Seelenthätigkeit, als Getaſt, Gehör und Geſicht. Durch den erſten entfaltet ſich der Begriff des Raums, oder als Kräfte ausgedrückt, der Anziehung und Abſtoßung, oder Zieh- und Fliehkraft (Centripetal-, Centrifugalkraft). Durch den zweiten kommt der Schall zu unſerm Bewußtſein, und da dieſer wieder doppelt iſt, gegliedert und ungegliedert, (artikulirt und unartikulirt), zugleich der Begriff der Sprache und des Klanges. Durch den dritten wird das Reich der Farben gegeben mit dem Begriffe des Lichts. Der erſte Sinn iſt mehr unmittelbar als die beiden letzten, ſtatt daß dieſe dafür ſchneller und umfaſſender

ſind; der erſte führt zur Gründlichkeit, indem jede Wahrnehmung theilweiſe aufgefaßt wird; die beiden letzten könnte man die Fernſchreiber (Telegrafen) unter den Sinnen nennen; der erſte fehlt wol nirgends, es müßten denn die Hauptſitze deſſelben, die zehn Finger, und in Ermangelung dieſer, die zehn Zehen fehlen, indem ich ſelbſt ein armloſes Mädchen mit den Füßen ſchreiben, nähen, eſſen ſah; ja ich glaube, daß in Ermangelung dieſer, auch noch andere Theile des Leibes ſich dazu eignen; deſto häufiger fehlen die beiden letzten Sinne, indem ſie nur an zwei einzelne Stellen des Leibes gefeſſelt ſind, unter denen wieder

die Werkzeuge des Sehens, ſo unendlich vielen Krankheiten und Verletzungen ausgeſetzt ſind. Diejenigen, die von Jugend auf des Gehörs entbehrten, entbehren zugleich eines andern Vortheils — der Sprache, und wenn man überlegt, daß Rede das Haupteutwickelungsmittel der Menſchheit, ja ein Hauptunterſcheidungszeichen von der Thierheit iſt, ſo wird man leicht ermeſſen, daß ein Taubgeborner auf einer niedrigern Stufe der Geiſtigkeit, als ein Blindgeborner ſei. Man ſieht zugleich hieraus, wie weit vorzüglicher die teutſche Art des Taubſtummenunterrichts vor der franzöſiſchen iſt: indem dort die vollſtändige Wortſprache,

hier nur die dürftige Zeichenſprache gelehrt wird. Der Mangel des Hörens hat einen noch andern Nachtheil in ſittlicher Hinſicht, eine Unempfindlichkeit gegen Anderer Leiden, und einen Hang zur Grauſamkeit. Denn nur durch das Gehör kann Mitleiden entſtehen, beim Anblick anderer Leiden nur Grauen und Ekel. Die Schindung des heiligen Sebaſtians auf dem Dresdner Bilderſaal von Correggio's Meiſterhand, erregt nur Grauſen, nicht theilnehmenden Schmerz; der Anblick der Bettlerſchaaren auf den Brücken von Paris, nur Ekel, nicht Mitleiden, — dagegen Ein ſchmelzender Ton einer ſüßen Stimme, nur Ein

ſchmerzvolles Sehnen, und die heilige Glut des Mitſchmerzes erwacht und wird angefacht. Und ſo wäre es denn die hehre Kunſt der heiligen Cecilia, die nicht bloß Sehenden, ſondern auch Blinden die ſanften Gefühle der Theilnahme erregt. Der Verfaſſer gegenwärtiger Schrift, ſelbſt ein würdiger Prieſter jener Heiligen, hat den Einfluß geſchichtlich nachgewieſen, den Klang und Sang auf das Gemüth armer Blinden geäußert. Mit ſorglichem Fleiße hat er Beiſpiele merkwürdiger blinder Meiſter im Reich der Töne geſammelt, und legt ſie mit Liebe ſeinen teutſchen Mitbürgern vor. Mich freut und ehrt ſein Zutrauen,

bei meinem Volke das Werk als Sprecher einzuführen. Möge es daſtehen als Gegenſtück zu frühern Schriften: Fricke de coecis eruditis, Lips. 1715. 4. Trinkhuß de coecis sapientia ac eruditione claris mirisque coecorum quorundam actionibus, (um welcher Schrift Mittheilung ich die Beſitzer herzlich erſuche, da ich ſie noch nicht ſelbſt las) Diderot lettre sur les aveugles (in meinem Beliſar, Berl. 1808), der Lebensbeſchreibung von A. Sachſe, Gera, 1801. 8. 2 Theile; Baczko über mich ſelbſt u. ſ. w. Leipzig 1807. 8, der Lebensgeſchichte von Dülon, Leipzig 1808. 8. viele Theile.

Da in Teutschland mehrere Anstalten für Blinde, nach Errichtung der hiesigen Königlichen 1806, entstanden sind, als 1807 in Prag, 1808 in Dresden, 1809 die Kaiserliche zu Wien, und in diesem Jahre in München vielleicht noch eine aufersteht, so wird der Gegenstand Theilnahme, wenigstens die gute Gesinnung des Verfassers und Vorredners freundliche Aufnahme finden.

August Zeune.

Einleitung.

Wenn die Umſtände und Schickſale unſrer Mitbrüder überhaupt uns etwas angehen und unſer Gefühl anſprechen; ſo gilt dies vorzüglich vom Zuſtand der Blindheit. Es kann dies in mehr als einer Hinſicht geſchehen. Führt uns unſer Weg bey einen blinden Menſchen vorbey, der zur Erhaltung ſeines Lebens kein anderes Mittel, als die Mildthätigkeit Anderer findet, ſo wird bey uns das Mitleid erregt, und er zieht nur auf gewiſſe Weiſe an; wenn man hört und ſieht, wie er die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden aufzure-

gen bemüht ist, und wie er durch einen kurzen Bericht von dem traurigen Zustande seiner gleichsam ewigen Winternacht*) das Mitgefühl zu erwecken sucht, dann steigen traurige und ernste Betrachtungen in unserer Seele auf.

Schön und rührend sagt der Dichter von dem Blinden:

O eine edle Himmelsgabe ist
Das Licht des Auges — Alle Wesen leben

Vom

*) Die Blindheit — ein Polar(Pol-)winter ohne Tag, — gleicht darin der Nacht, daß sie besänftigt und stillt. Der Blinde ist ein von der Mutter Natur zur tiefern Ruhe, finster eingebautes Kind. Wie ein Mensch in der Montgolfiere (dem Luftballe) hoch über den Wolken, höret der einsiedlerische Blinde nur Stimmen herauf, aber die verwirrende bunte Gegenwart, die niedrigen, die verhaßten und die haßenden Gestalten und die von Narben und Wunden, stehen darunter in seinem dichten Gewölk. Jean Paul.

Vom Lichte — jedes glückliche Geſchöpf —
Die Pflanze ſelbſt kehrt freudig ſich zum Lichte.
Und er muß ſitzen, fühlend, in der Nacht,
Im ewig finſtern — ihn erquickt nicht mehr
Der Matten warmes Grün, der Blumen Schmelz,
Die rothen Firnen kann er nicht mehr ſchauen —
Sterben iſt nichts — doch leben und nicht ſehen,
Das iſt ein Unglück! — (Schiller im Tell.)

Und iſt nun vollends —
alles, alles ihm geraubt,
Nichts ihm gelaſſen, als der Stab,
Um nackt und blind von Thür zu Thür zu wandern:
o dann hat das Elend ſeinen Gipfel erreicht!

Wie viel entbehrt der Menſch, der das Licht ſeit einer gewiſſen Zeit ſeines Lebens nicht ſehen konnte! Wie viel mehr derjenige, der es von ſeiner Kindheit an niemals geſehen hat! Er kennt nicht den

Anblick der bewundernswürdigen Anmuth der Natur, nicht das erquickende Grün der Felder; nicht das vielfarbige Kleid der Wiesen; den Glanz der Sonne in ihrem Auf- und Untergange, den gestirnten Himmel in seiner Pracht, die schönen Gestalten der Bäume, Pflanzen und Kräuter, der mancherlei Thiere, und — was dem Menschen der erfreulichste Anblick von allem ist, — die Gestalt des Menschen, der seinem Bilde ähnlich ist. Dies alles sahe der nie, der des Vermögens, das Licht zu empfinden, seit seiner Kindheit beraubt war. Und nicht nur der Anblick, die Kenntniß von diesen Dingen, und jene Freuden alle, die durch den Sinn des Gesichts von allen Seiten uns zuströmen, entbehrt er; son-

dern er ist auch hierdurch des vornehmsten Mittels beraubt, sich selbst fortzuhelfen, und die Geschenke des Schöpfers zu seinem Unterhalte sich zuzueignen. Was nutzt ihm der Reichthum von Gütern, der ihn umgiebt? Für ihn scheint er nicht da zu seyn, denn er ist ihm nicht sichtbar; er weiß nicht, wohin er die Hand ausstrecken soll, um das zu nehmen, was ihn ernähren, stärken und erquicken könnte. Will er von seinem Orte sich fortbewegen: bey jedem Schritte droht ihm Gefahr des Todes, der er nicht ausweichen kann; denn er kennt sie nicht. Des hilfsbedürftigen Zustandes sich anzunehmen, ist Pflicht derer, die im Besitz derjenigen Vortheile sind, deren er entbehrt. Und welche schöne Beruhigung gewährt es,

wenn wir dieſe Pflicht willig erfüllen! Jeder biete dem Blinden auf ſeinem dunkeln Pfade die Hand, werde ſein Beſchützer, und wo er kann, auch ſein Verſorger. Ja, jeder Blinde iſt unſrer Unterſtützung würdig, er mag ſeyn, wer er will; er iſt es werth, daß wir Sehende uns um ihn bekümmern: dies iſt ein allgemeines Gefühl, das in uns ſpricht, ſobald wir irgend einen Blinden betrachten. Was müſſen aber dann erſt für Betrachtungen in uns aufſteigen, wenn wir den ſonſt äuſſerlich Bemitleidswerthen, nach ſeinem Innern, vor vielen Menſchen vortheilhaft ausgezeichnet, und mit manchen Vorzügen begabt ſehen! Betrachtungen über dieſe Gegenſtände ſind, ſo ſelten ſie auch ſeyn mögen, wichtig und

reichhaltig genug, um zu den mannichfaltigſten Gedanken Veranlaſſung zu geben. Seelenlehrig hat man wol noch am wenigſten dieſen Satz betrachtet. In frommſittlicher Hinſicht hat man ſchon eher darauf aufmerkſam gemacht und Gelegenheit genommen, hieraus die Menſchen an die Güte und Weisheit des Weltlenkers zu erinnern, und alſo zu ſeinem Lobe zu ermuntern, daß er jene Armen ſo ſichtbar vor andern begünſtigte. Man bemerkte nämlich, daß der Menſch gewöhnlich über den Genuß der irdiſchen Güter und der Zerſtreuungen dieſes Lebens, Gottes Güte vergißt, und gewöhnlich dann erſt daran denkt, wenn er zufällig auf Nebenmenſchen ſtößt, die von Natur unglücklich ſind, denen etwas we-

sentliches abgeht, (es sey Gesicht oder Gehör) dann preist er sich erst glücklich über den Besitz desselben, und freut sich der Güte Gottes. Auf diese Weise haben unsre Vorfahren gegenwärtigen Satz nicht unzweckmäßig benutzt. So erschienen vor etwa vierzig bis funfzig Jahren eine Brontotheologie von P. Ahlwardt in Greifswalde, eine Ichthyotheologie, eine Musikotheologie von M. Schmidt, eine Lithotheologie von Lesser s. f.*). So ließe sich auch sprach- und sachähnlich eine Typhlotheologie

*) In diesen Werken zeigten die frommen Verfasser die Güte und Weisheit Gottes in der Betrachtung des Donners, in der wunderbaren Einrichtung und in der unzählbaren Mannichfaltigkeit der Fische, in dem wunderbaren Wesen der Tonkunst, in der Schönheit und Verschiedenheit des Miner- oder Steinreichs.

recht gut denken. Man verfällt, wie ich ſage, in tiefe und ernſte Betrachtungen, wenn man mit Aufmerkſamkeit die Geſchichten der Blinden lieſ't oder erzählen hört; wenn man bedenkt, wie es ihnen, als ſonſt unglücklichen Menſchen faſt nie, an geſchärften Sinneswerkzeugen fehlt, die uns Sehenden abgehen; welches unverkennbar eine weiſe Einrichtung der Vorſehung iſt. Man findet unter dieſen Leuten oft die beſten Köpfe, man trifft bei ihnen Kenntniſſe und Fertigkeiten an, die man in ihnen nicht ſuchte, ja nicht einmahl ahnete, da es uns ganz unbegreiflich zu ſeyn ſchien, wie ſie zu denſelben gelangen konnten.

Auf ſolche Betrachtungen wurde ich hauptſächlich geleitet, als ich im Jahre 1802

einen Abschnitt in der Berliner Zeitung vom 5. Juni durchlas, in dem ich die unglaubliche Kunst und Geschicklichkeit des blinden Webers Strong erwähnt fand, der, ein handkünstlicher Kopf, nicht nur alle seine Kleidungsstücke, Hausgeräthe, sondern auch alle mögliche Werkzeuge, sogar Orgeln verfertigte. Die erste seiner Orgeln ist in sofern als ein halbes Wunderwerk anzusehen, da er den Gedanken dazu bloß in einem Nachmittag umfaßte, wo er sich nemlich nach geendigtem Gottesdienste in der Kirche einschließen ließ. Zuverlässig muß dieser Mann einen schnellumfassenden Geist, und einen erfinderischen Kopf gehabt haben. Derjenige wird nur so recht die Schwierigkeiten jener Sache einsehen können, der

jemahls Gelegenheit hatte, den innern Bau und die künſtliche Einrichtung eines Orgelwerks näher kennen zu lernen.

Von dem blinden Homer bis auf den blinden Pûdon hat es zu allen Zeiten Tonkünſtler gegeben, die es ohne Hilfe der Augen zu einem ſehr hohen Grade von Geſchicklichkeit in ihrer Kunſt gebracht haben.

In London ward ehemals der Orgeler Stanley, zu Meaux in Frankreich der Orgelſpieler Bibault, in Magdeburg der Orgeler Jacobi, in Berlin ein auf vielen Tonwerkzeugen geübter Freiherr von Erlach bewundert; eine gleiche Bewunderung verdient noch jetzt daſelbſt der blinde Orgeler Wendt. Paris ſtaunt über die Geſchicklichkeit des blinden Mandoliners und Gei-

gers Frithieri. In Wien ist das blinde Fräulein Paradis als eine unvergleichliche Meisterinn auf dem Klaviere, bekannt, und der Holländer nennt bis jetzt den Namen des blinden Großkünstlers Pothoff zu Amsterdam mit Bewunderung. Was würden diese Künstler geleistet haben, wenn sie, des Augenlichts zu genießen, das Glück gehabt hätten; es wäre denn, daß vielleicht Gehör und Gefühl alsdann nicht so fein von der Natur bearbeitet, nicht so reichlich ausgestattet worden wären! Daß die Vortheile, die manche Blinde vor uns Sehenden genießen, oft sehr beträchtlich sind, schließe ich auch aus dem stolzen Gefühle, das man bei Diesem und Jenem wahrnehmen kann. So führt d'Alembert sol-

gendes Beispiel von den innerlichen und äusserlichen Fähigkeiten eines Blindgebornen an, das äußerst merkwürdig ist, und ich daher nicht füglich übergehen kann:

Ein Blindgeborner, der zu Puiseaux lebte, war ein Ton- und Scheidekünstler. Er lehrte seinen Sohn durch Buchstaben, die in erhabener Arbeit geschnitzt waren, lesen. Er bekümmerte sich wenig darum, daß er nicht sehen konnte, da er stolz die übrigen Vortheile fühlte, die er vor uns Sehenden hatte. Anstatt der Augen wünschte er sich, wenn es bei ihm stände, lieber längere Arme zu haben. Die Nähe des Feuers schätzte er nach dem Grade der Hitze, und die Nähe der Körper nach dem Grade der Wirkung, die die Bewegung der

Luft auf ſein Geſicht machte. Er wußte eine offne Straße von einer ſolchen, die keinen Ausgang hatte, zu unterſcheiden: ein Beweis, daß ſein Geſicht die geringſte Veränderung des Luftkreiſes fühlte. Das Gewicht der Körper und den Inhalt der Gefäße wußte er auf eine bewundernswürdige Art anzugeben. Seine Arme waren ihm die genauſte Waage, und ſeine Finger ein untrügliches Maaß. In der Glätte der Körper und im Ton der Stimme, gab es für ihn die feinſten Abſtufungen. Von der Schönheit urtheilte er durch das Gefühl, und was das ſonderbarſte war: ſo drückte er ſein Urtheil darüber ſogleich durch die Ausſprache und den Ton ſeiner Stimme

aus. Wenn man ihm die Noten vorsagte, so konnte er ein Tonstück spielen.

Wenn dergleichen wunderbare Erscheinungen sich allein bei dem Tonsinne, dem Gehör äußerten: so würden solche Erzählungen vielleicht Manchem übertrieben und fabelhaft scheinen; allein so finden sie auch bei dem Getast mehrerer Blinden statt. Zum Beyspiele führe ich dem Hauptpriester (Kardinal) Alexander Albani, sogenannten Beschützer (Protector) von Deutschland, der ungefähr vor vierzig Jahren zu Rom ein Landhaus (Villa) anlegte. Er war ein großer Freund der Alterthumskunde, und starb 1780 zu Rom in einem sehr hohen Alter. Von ihm erzählt man, daß er in den letzten Lebensjahren, wo ihm das

Gefühl gänzlich vergangen war, die alterthümlichen (antiken) von neuern steinernen Kunstwerken blos durchs Gefühl unterschied. Von welcher Feinheit des Tastsinnes zeugt dies nicht!

So lebte zu Zerbig bei Halle, ein blinder Landmann, Nahmens Röder, der allein seine Gärten und Felder besuchte, um sich von dem Zustande seiner Früchte und seines ganzen Ertrages zu überzeugen.

Doch mir liegen noch neuere Beispiele zur Hand. So betastete der junge Fournier, einer der geschicktesten Zöglinge in der Blindenanstalt bei Herrn Hauy zu Paris, während seiner Anwesenheit zu Berlin das Brustgebilde (Büste) unsrer allgeliebten hochverehrten Königinn Luise. „Wie sanft

sind die Züge ihres Gesichts!" rief er entzückt.

Der Blinde beurtheilt jeden Gegenstand theils nach dem Gehör, theils nach dem Gefühl; letzteres ist allgemeiner, aber beide Sinnenwerkzeuge sind bei ihm geschärfter, als bei uns Sehenden. Das Auge gibt uns, indem es alle Dinge, die sich ihm darstellen, erblickt, auffaßt, und zur innern Anschauung bringt, den größten Anlaß zur Zerstreuung. Diese Zerstreuung fällt bei dem Blinden weg. So ist es einleuchtend, daß derjenige, der seine Aufmerksamkeit nicht theilt, natürlich überall mehr leistet, als jeder Andre. Der Blinde ist dem Gegenstande, mit dem er sich beschäftigt, mit ganzer Seele gegenwärtig, hat

nur einen Hauptgedanken; nichts fremdartiges zieht ihn davon ab und stört ihn; daher die Schärfe seines Gedächtnisses, daher die Stärke der einmal geschehenen Umfassungen eines Gegenstandes, daher der Anbau seines Gehörs und Gefühls.

Ich theile hier in gegenwärtigem Werk einige Beispiele von Blinden mit, die durch ihre Geschicklichkeiten den fehlenden Sinn des Gesichts so ersetzten, daß sie Bewunderung erregten, und ähnlichen Unglücklichen zum Trost als Leidensgefährten dienen, auch zur Nachahmung ihrer sittlichen und geistigen Größe, anreizen können. An deren Beispiele zeige ich ihnen ihre unendliche Vollkommlichkeit, und das alles in kurzen Erzählungen aus allen Zeiten und

Räu-

Räumen. Dies wäre also auch ein sittlicher Nutzen, den ich mit meinen Untersuchungen zu verbinden trachte. Wie angenehm muß es nicht jedem Menschenfreunde seyn, wenn er erfährt, daß Werkzeuge erfunden worden sind, wodurch die Kenntnisse der Blinden erweitert, und ihre Arbeiten erleichtert werden können. Es muß Freude machen, wenn man in der Zeitschrift für die Gewerbkunde (Fabrik-Journale) vom März 1797, die Nachricht liest, daß Quatremère d'Isjonval ein Triebwerk zum Spinnen des Hanfes für Blinde erfunden und Schubart in seinen englischen Blättern uns erzählt, daß Christie, Ton(Musik)meister in Liverpool an einem Theograph oder Werkzeuge arbeite, wodurch den Blinden die Erlernung der

Tonkunst erleichtert, und das Lesen der Tonstücke, so wie die Tondichtung (Composition) in fühlbaren Tönen gelehrt werden soll.

Verewigt man dergleichen in Büchern, so denken vielleicht mehrere Menschenfreunde, wenn Aufmunterung und günstiger Erfolg sie belohnt, auf ähnliche Hülfsmittel: eine Wohlthat, die jeder Blinde, der selbst auch keinen Vortheil davon ziehen kann, mit dankbarer Rührung erkennen wird.

Wunderbar und merkwürdig sind die Wirkungen, welche die Tonkunst auf ihre Freunde und Verehrer äußert; aber diese holde Himmelstochter lächelt nicht allein den Sehenden, sondern sie theilt auch mit milder Hand ihre Freuden und sanften Gefühle den armen Verlassenen mit, die

durch ein dunkles Erdenthal pilgern. Ich suchte den Einfluß, den die Tonkunst auf das Gemüth der Blinden äußert, in einem geschichtlichen Werke darzustellen, und fand einen ungebahnten Weg. Ich sammelte alle Beispiele von blinden Tonkünstlern, die durch ihre Geschicklichkeit die Bewunderung ihrer Zeitgenossen waren, um dann nützliche Betrachtungen und Ergebnisse daraus herleiten zu können. Aus einigen wenigen Stücken entstand indeß wider meine Erwartung, in einem Zeitraum von acht Jahren, eine größere Sammlung. Der Vorsteher der Königl. Blindenanstalt zu Berlin, Herr Prof. Zeune, den ich vor drei Jahren kennen zu lernen das Vergnügen hatte, bekam mein Werk zu Gesicht; es fand seinen Beifall, er munterte mich zur

Herausgabe desselben auf, ja er beehrte es selbst mit einer Vorrede. Hierdurch geschmeichelt und ermuntert, fand ich mich noch mehr gereizt, das Werkchen der Lesewelt zu übergeben. Mit der größten Sorgfalt sammelte ich jene Beispiele; ich wollte früher auftreten, erwartete aber immer eine Vorerscheinung eines solchen Werks. Es kamen zwar einige Bücher über Blinde, aber nur im Allgemeinen, zum Vorschein, worinn freilich auch der blinden Tonkünstler, jedoch nur gelegentlich, gedacht war, eben so nur auch einzelne Geschichten; aber dieses Werk tritt das erste in dieser Art auf. Ich schmeichle mir daher, die Nachsicht und schonende Beurtheilung zu verdienen, die Jedem wol gewähret wer-

den darf, der den ersten Versuch macht, über etwas zu schreiben.

Da die Menschenthümlichkeit (Humanität) unserer Zeit so mächtig in allen Staaten fortschreitet, so kann es nicht fehlen, daß man jetzt dergleichen Dingen mehr Theilnahme schenken muß, als ehemals. Es haben sich in unsern Tagen nicht bloß einzelne Männer gefunden, die sich dem heiligen Geschäfte unterzogen, Helfer und Lehrer der Blinden zu werden; sondern es sind auch öffentliche, größere Anstalten in verschiedenen Staaten errichtet worden. Ausgezeichnet ist die Anstalt für Blinde, von den Herren Hauy und Bertrand in Paris, eben so die in Liverpool. In London selbst ist im Jahre 1800 eine Blindenanstalt von Herrn und Frau Hill

errichtet. Die erste Anstalt in unserm deutschen Vaterlande ist die zu Berlin, vom Hrn. Prof. Zeune. Jetzt besitzt auch Wien eine, und Dresden unter der Leitung des Hrn. Dr. Flemming. Es folgte Prag dem rühmlichen Beispiele; bald dürfte vielleicht auch München nachfolgen.

So wie für das gesammte Erziehungs- und Bildungswesen in unserm Preußischen Staate gesorgt wird: so wird auch mit ganz besonderer Sorgfalt von unserer milden Regierung die Bildung der Blinden beachtet.

Wenn ich übrigens voraussetzen darf, daß die Reichhaltigkeit der in diesem Buche angeführten, theils bekannten, großentheils aber unbekannten Thatsachen, und die daraus entspringenden Gedankenreihen einigen Reiz und Anziehungskraft für jeden fühlenden Menschen, vorzüglich für Tonliebhaber haben werden, so kann es auch nicht

fehlen, daß in kurzer Zeit dergleichen wichtigen Gegenständen auch neue Ansichten von Fähigern abgewonnen werden. Ich werde mich freuen, wenn meine Bahnung zu diesem neuen Wege, nicht ganz ihren wohlthätigen Zweck verfehlt hat.

Jedes Mitverdienst um diese Sammlung erkenn' ich dankbar an, und erlaube mir nur noch folgende Einschaltungen:

Boerse,

ein noch lebender blinder Orgeler in Amsterdam, von dessen Kunstgeschicklichkeit reisende Holländer dem Professor Zeune viel Rühmens machten.

Simson,

der starke Heerführer Israels, war von den Filistern gefangen und geblendet. Ein Sklav, der die Mühle trieb, saß er im Kerker. Einst feierte man im Dagonstempel ein Dankfest, und ließ ihn vorführen,

daß er zur allgemeinen Beluſtigung irgend ein Saitenſpiel rührte. Zwei Hauptſäulen umreißend begrub ſich der Held mit dreitauſend Feinden unter den Tempeltrümmern.

Zu Seite 253 und 256.

Im Oktober dieſes Jahrs war zu Amſterdam die erſte Prüfung der 1808 von den Freimaurern geſtifteten Anſtalt für Blinde. Man ſah dieſe Unglücklichen unter anderm auch das Klavier ſpielen. Die Feierlichkeit begann und endete mit einem von den blinden Kindern gedichteten, geſetzten und gedruckten Liede.

Meyer

in ſeinen Briefen über Frankreich, erzählt, daß täglich ſechs Blinde zu Paris ein Tonſpiel geben, welches mit Geſchmack und Genauigkeit ausgeführt werde.

Carlshoff, bei Wriezen a. d. O.,
im Wintermond 1810.

Wilhelm Kühnau.

Seitenweiser.

Seite.

Der blinde Orgeler Anneuse zu Lille 1

Johann Sebastian Bach, vor, 1

und nach seiner Blindheit 17

Gesner's Anmerkung über Bach 26

Der blinde Orgelspieler Vibault 28

Voerse, Orgeler in Amsterdam; s. d. Einl.

G. G. Volke in Potsdam 29

Der augenkranke Stegreifsdichter A. Brandolini 30

Der blindgeborne Holländer Broomann 31

Caillot zu Paris 32

Castelain, geboren zu Warwick, ein blinder Tonwerkmeister 33

Corsepius, Vorsänger in Königsberg 33

Fabio de Curti zu Neapel 37

Sein Bruder Mario de Curti 37

Demodokos im Homer 40

Diodotus, ein Lehrer Cicero's 41

Der Flötenspieler Dülon 37

Sein blinder Schüler Ebell 42

Wilhelm Engel, Zögling in der Königl. Blindenanstalt zu Berlin 34. 51

	Seite.
Friedrich von Erlach	52. 247
Friedrich Wilhelm Escher	251
Euler	42
vom Jahr 1735 — 66 einäugig	44
von 1766 — 83 völlig blind	46
von Eyck	53
Karl (Johann?) Ferdinand	54
Das blinde Harfenmädchen E. Fischer in Halle	55
Alexander Fritzieri	57
Grave	58
H. Grothe	59
Händel, vor	60
und in seiner Blindheit;	85
er sagt Smith den Zweifel und Vollzug sang im Judas Makkabäus ein	87
sein prachtvolles Grabmal im Westminster zu London	89
Einige Anmerkungen dazu	95
Heidemann in Stettin	98
Helmbrecht, siehe Wendt.	99
Der blinde Dorfsänger Henze	100
Hering	102
Tonsetzmeister Hertel	102
Der blinde Sänger Homer aus Jonien	118

Seite.

Stellen aus Cicero, f. f. . . 129
Zwei Gedichtchen . . . 130
Hübner 131
Jacobi 131
Die Javanischen Weisen . . . 135
Kehl 136
Die erste Künstlerinn auf dem Glasglockenspiel (Harmenika: erfunden von B. Franklin 1763.) die blinde Maria Kirchgeßner 137
Hans Knie 252
Kaspar Krumbhorn, der blinde Stimmer genannt . . . 140
Franz Landini, ein blinder Tonkünstler, Weltweiser und Sternseher, wird von zwei Fürsten mit dem Lorbeerkranz gekrönt 143
Der Harfner Lauer in Dessau . 144
Leopold zu Lutzel 145
Linnemann 146
Der blinde Hebräer Löbel ist die Veranlassung zu des großen Benda's Künstlergeschicklichkeit 146
Hofkammerrath von Mastiaux zu Bonn 147
Metcalf 151
Milton zu London 151

Seite.

Johann Martin Neth, zu Itzehoe 160

Der blinde Keltenbarde Ossian (Oisian). 161

Ein Verzeichniß seiner Werke, nebst Anmerkungen . . . 169

Der blinde Otto in Braunschweig . 183

Weitsch, der Bildersaalaufseher zu Salzdahlen, und der Orgeler Otto in Braunschweig, eine rührende Geschichte 184

Maria Theresia Paradis, ein wahres Wunder 189

Der Prinz von Wallis, beehrt sie mit seiner Begleitung, auf der Kniegeige 192

Der große Pitt weint bei ihrem rührenden Spiele . . . 192

Martin Pesenti . . . 197

Der Orgeler und Glockner Pothoff zu Amsterdam, trägt bei seiner Orgelprüfung den Sieg über 22 Mitbewerber davon 198

Püdon 206

Der Augustiner Caspar de los Reyes 207

Die geschickte Tänzerinn de Salignac 207

Der Prof. der Tonkunst zu Salamanca, der blinde Franz von Salinas . 212

Johannes Scribanus lateinisches Gedicht auf ihn . . . 214

Magister Schönberger . . 215

Verspaar auf ihn . . . 218

Seite.

Sein Denkmal in der Kneiphofschen Kirche zu Königsberg , , 218

Der blinde Orgelbauer Schott , , 220

Simson. Siehe die Einleitung.

Die sinischen Fürstenlehrer , , 221

Der blinde Knabe Stanley zu London wird zum Orgeler erwählt , , 222

Fräulein von Steinecker , , 225

Johann Adam Ströhl , , 226

Joseph Strong, ein blindgeborner Weber in England, baut eine Orgel , , 227

Thamyris vor Homer , , 228

Johann Tugend, aus Ungarn , 231

Elisabeth Velkiers zu Genova , 232

Viehweger aus Mohrungen , , 233

Esther Elisabeth von Waldkirch zu Schafhausen , , , , 235

Der blinde Orgelspieler Wendt in Berlin, Großkünstler auf Flöte und Mundbauchspiel , , , , 237

Erfinder eines türkischen Spiels, in einem einzigen Triebwerke dargestellt, 238

eines Geläutes , , , 239

und fühlbarer Tonschrift für Blinde 240

Er sagt dem Verfasser ein Launenspiel für die Orgel an, S. d. Notenbeil.

Seite.

Xenokritos, der Wiederhersteller der Tonkunst zu Sparta ; ; ; 242

Der blinde Ziegenhorn aus Eisleben 242

Anhang.

1. Einige Nachträge und Zusätze.

Tonkunde in Blindenanstalten ; ; 253

Das Tonspiel der vier Blinden zu Bologna 256

Das Tonspiel der sechs Blinden zu Paris. Siehe die Einleitung.

Ein blinder Orgeler zu Amersfort ; 257

Ein blinder Schwede, Peter Johannsson 259

Vom Farbenfühlen, zwei Anmerkungen 257 u. 261

Ein blinder Professor der Größenlehre zu Cambridge ; ; ; ; 263

2. Gedichte.

Die Blindheit. Ein Trauerlied von Dr. Engel, (Aus dem Archiv der Zeit.) ; 265

Räthsel von Schiller ; ; ; 282

Der Blindheit Lieblichkeit und Furchtbarkeit Von Wilhelm Engel ; ; 283

Der blinde Gärtner Martin Pflug, in seinem Garten an der Hand eines Knaben. Aus dem Lustspiel: der blinde Gärtner, von August von Kotzebue ; ; ; 285

Der blinde Martin Pflug. Von August von Kotzebue ; ; ; 285

Seite.

Der Blinde an sich selbst. Von dem blinden Dichter von Baczko in Königsberg 286

Der Geschmack, Hochgesang von Klopstock 287

Das Gehör. An Hegewisch, den Blinden. Hochgesang von Klopstock , , , 291

Empfindungen eines blinden Greises am 23. Dez. 1809. (Aus dem Preuß. Hausfreund.) , , , , 294

Der Blindgewordene. Vom Gerichtsrath Loest. (Aus dem Pantheon.) , , 297

Die blinde Mutter. Aus dem Griechischen des Apollonidas, von J. Erichson. (Aus dem Prometheus.) , , , 300

Homer, nach dem Griechischen, von Herder 300

Homer. An Vater Bodmer; von Gr. L. von Stolberg , , , 301

An das Meer. Von Gr. L. von Stolberg 304

Bei Homers Bild. Von ebendemselben 305

Homer. Von Ludwig Hahn , , 306

Ossian von sich selbst. Stellen aus Fingal, Lora, Karthon , , , 306

Der Untersuchung würdig. Klopstock (im Gelehrtenstaat I Th. S. 178) , 308

Miltons Blindheit, nach seinem verlornen Paradiese 3r Gesang V. 1 — 55; übersetzt von Zacharia , , , 308

Seite.

Dülon über Augenärzte , , , 315
An Dülon. Vom Mag. Krüger in Stralsund 315
An Dülon. Von der Geheimerathinn v. Rudloff
(Aus dem Gottinger Musen-Almanach) 317
Auf den blinden Flötenspieler Dülon , 318
Dülon, der blinde Flötenspieler , 318
An Dülon auf die Reise. Von Schubart 320
Auf die blinde Großkunstlerinn Paradis. Von
Bürger , , , , 322
Therese von Paradis. Ihr selbst gewidmet vom
blinden Dichter Pfeffel , , 323
Lied der blinden Harfnerinn Elisab. Fischer
zu Halle, gedichtet und gesetzt von Braune 326
Sehnsucht. Von dem blinden Franz Adolf
Sachse. Aus seinem Leben entlehnt, worinn
auch die Sangweise dieses Liedes , 329
Trost, dem blinden Wendt. Von Wilhelmine
Kühnau, geb. Hastier , , 331
Blindenleiter. Von D. Christ Kühnau, Lehrer
am Königl. Friedrich-Wilhelms-Gymna-
sium in Berlin , , , 332
Das verpfändete Auge. (Nach der achten Fabel
der isländischen Edda.) Von demselben 333

3. Notenbeilagen.

Lied des blinden Harfenmädchens in Halle. 337
Launenspiel für Orgel und Klavier, von
Ch. F. F. Wendt , , , 338
Lied auf die Zurückkunft des Herrn Vorstehers
Zeune, gedichtet von seinen Zöglingen Engel
und Knie, gesetzt von ihrem Tonlehrer Hennig. 340

Anneuse.

Mr. Anneuse zu Lisle in Frankreich, war ein wegen seiner Geschicklichkeit merkwürdiger blinder Orgelspieler, den D. Burney im Jahre 1770 daselbst kennen lernte; Er war Organist bey der St. Marienkirche.

Johann Sebastian Bach.

Dieser Reihnführer aller Orgelspieler gehört zu einem Geschlechte, welchem Liebe und Geschicklichkeit zur Tonkunst, gleichsam als ein allgemeines Geschenk, für alle seine Mitglie-

der, von der Natur mitgetheilt zu seyn scheinen. So viel ist gewiß, daß von Veit Bach, dem Stammvater dieses Geschlechts an, alle seine Nachkommen der Tonkunst ergeben gewesen. Es war dieser Veit Bach, im 16ten Jahrhundert, des Glaubens wegen, aus Ungarn getrieben worden, und hatte sich, nachher in Thüringen niedergelassen. Viele seiner Nachkommen haben auch in dieser Landschaft ihren Aufenthalt gefunden.

Unser Sebastian Bach war 1685, den 21. März zu Eisenach gebohren. Sein Vater Johann Ambrosius Bach, war Hof- und Stadtspieler daselbst. Er war kaum 10 Jahre alt, als er sich seiner Ältern durch den Tod beraubt sahe. Er begab sich nach Ordruff, zu seinem älteren Bruder, Joh. Christoph, Orgelspieler daselbst, und legte unter Anführung desselben den Grund zum Klavierspielen. Die Lust des kleinen Sebastian zur Tonkunst war schon in diesem zarten Alter ungemein groß. Er hatte

in kurzer Zeit alle Stücke, die ihm sein Bruder zum Lernen aufgab, in die Hand gebracht. Ein Buch voll Tonstücke, von den damahls berühmten Meistern, Froberger, Kerl und Pachelbel aber, welches sein Bruder besaß, wurde ihm, alles Bittens ungeachtet, versagt. Sein Eifer, immer weiter zu kommen, gab ihm also folgenden unschuldigen Betrug ein. Das Buch lag in einem mit Gitterthüren verschlossenen Schranke. Er holte es also, weil er es mit seinen kleinen Händen durch das Gitter langen, und das nur in Papier geheftete Buch im Schranke zusammenrollen konnte, des Nachts, wann alles zu Bette war, heraus, und schrieb es beym Mondenschein ab, weil er auch nicht einmahl eines Lichts mächtig war. Nach 6 Monaten war diese tonkünftige Beute glücklich in seinen Händen. Er suchte sich dieselbe insgeheim, mit brennender Begierde, zu Nutze zu machen, als zu seinem Leidwesen, sein Bruder dessen inne ward, und ihm seine

mit so vieler Mühe verfertigte Abschrift, ohne Barmherzigkeit wegnahm. Er bekam auch dies Buch nicht eher als nach seines Bruders Absterben wieder. Aber eben der, an gedachtes Buch gewandte nächtliche Fleiß, hat vielleicht den ersten Grund zu seiner nachmahligen Augenkrankheit und Blindheit, ja selbst seinem Tode gelegt.

Sebastian begab sich, nachdem sein Bruder gestorben war, in Gesellschaft eines seiner Schulfreunde, Nahmens Erdmann, der als Freiherr und Kays. Kayserl. Geschäftsbeamter in Danzig gestorben ist, nach Lüneburg auf das daßige Michaelis-Gymnasium. Hier wurde er seiner schönen Stimme wegen, wohl aufgenommen. Einige Zeit nachher ließ sich einsmahls, als er im Chore sang, wider sein Wissen und Willen bey den Oberthönen auch zugleich der tiefere Acchklang hören. Diese ganz neue Art von Stimme behielt er acht Tage lang, binnen welcher Zeit er nicht anders als in Ach-

Klängen ſingen und reden konnte. Er verlohe hierauf die hohen Töne der Oberſtimme, und zugleich ſeinen ſchönen Geſang. Von Lüneburg aus reiſte er zuweilen nach Hamburg, um den damahls berühmten Orgelſpieler an der Katharinenkirche Joh. Adam Reinke zu hören. Da er ſich einſt länger in Hamburg aufgehalten hatte, als es das Vermögen ſeiner Kaſſe erlaubte, ſo hatte er, bey ſeiner Zurückwanderung nach Lüneburg, nichs mehr als ein paar Schillinge in der Taſche. Noch nicht halb hatte er den Weg zurückgelegt, als ihn eine ſtarke Eßluſt anwandelte, und er zu dem Ende in ein Wirthshaus einkehrte, wo ihm bey dem köſtlichen Geruch aus der Küche, die Lage, worin er ſich befand, noch zehnmahl ſchmerzhafter vorkam. Mitten in ſeinen troſtloſen Betrachtungen darüber hörte er ein knarrendes Fenſter öffnen, und ſahe, daß aus demſelben ein paar Heringsköpfe auf das Kehricht geworfen wurden. Als einen ächten Thüringer, fing ihm beym An-

blick dieser Wesen der Mund zu wässern an, und er säumte keinen Augenblick, sich ihrer zu bemächtigen; und siehe, o Wunder! er hatte kaum angefangen, sie zu zergliedern, so fand er in einem jedem Kropfe einen dänischen Dukaten versteckt, welcher Fund ihn in den Stand setzte, nicht allein nun ein Mundtheil Braten zu seiner Mahlzeit hinzuzufügen, sondern auch noch mit Ehstem mit mehrerer Gemächlichkeit eine neue Wallfahrt zu Reinke zu unternehmen. Besonders ist es, daß der unbekannte Wohlthäter, der ohne Zweifel am Fenster gelauscht haben wird, um zu sehen, welchem Glückskinde sein Geschenk zu Theil werden würde, nicht die Neugierde gehabt hat, den Finder und dessen Eigenschaften näher zu untersuchen.

Von Lüneburg aus hatte Sebastian auch Gelegenheit, durch öftere Anhörung einer damahls berühmten Tongesellschaft, welche der Herzog von Zelle unterhielt, und die mehrentheils aus Franzosen bestand, sich mit dem

französischen Geschmacke, welcher zu der Zeit in dasigen Landen etwas ganz Neues war, bekannt zu machen.

Auf einer seiner Reisen nach Hamburg, ließ sich Bach einstmahls in der St. Catharinenkirche vor der Obrigkeit und andern Vornehmen der Stadt, über zwei Stunden lang, auf der Orgel hören: der fast hundertjährige Orgelspieler Reinke *) hörte ihm mit besonderm Vergnügen zu, und sagte ihm am Ende die Schmeichelei: Ich dachte, diese Kunst wäre gestorben, ich sehe aber, daß sie in Ihnen noch lebt.

Im Jahre 1703 kam er nach Weimar, und ward daselbst Hoftonkünstler. Das Jahr darauf erhielt er die Orgel-Stelle an der Neuen Kirche zu Arnstadt. Hier zeigte er ei-

*) Johann Adam Reinke war geboren 1623, den 27. April zu Deventer, und starb 1722, den 24. Nov. in Hamburg.

gentlich die erſten Früchte ſeines Fleißes in der Kunſt des Orgelſpielens und in der Tondichtung, welche er gröſtentheils durch das aufmerkſame Leſen der Werke berühmter und gründlicher Tonſetzer, und durch eigenes Nachdenken erlernt hatte. In der Orgelkunſt nahm er die Werke eines Bruhns, Reinke, Buxtehude und einiger guten franzöſiſchen Orgelſpieler zum Muſter. Das Verlangen, ſo viel gute Orgelſpieler zu hören, als ihm möglich wäre, trieb ihn einſt zu Fuße, von Arnſtadt nach Lübeck, um den daſigen berühmten Orgelmeiſter an der Marienkirche Dietrich Buxtehude zu behorchen. Er hielt ſich daſelbſt, nicht ohne Nutzen, faſt ein Vierteljahr auf, und kehrte ſodann nach Arnſtadt zurück.

Im Jahre 1707 wurde er zum Orgelſpieler an der St. Blaſiuskirche in Mühlhauſen berufen; allein dieſe Stadt hatte nicht lange das Vergnügen, ihn zu beſitzen. Eine im folgenden Jahre nach Weimar unternommene Reiſe,

und die Gelegenheit, ſich daſelbſt vor dem Herzoge hören zu laſſen, machte, daß man ihm die Hoforgelſpieler-Stelle antrug, von welcher er ſogleich Beſitz nahm. Der Beyfall, den ſein Spiel hier erhielt, feuerte ihn an, alles mögliche in dieſer Kunſt zu verſuchen; wie er denn auch die meiſten Orgelſtücke hier geſetzt hat. Im Jahre 1714 wurde er zum Tonſpielmeiſter ernannt. Als ſolcher ſetzte und führte er Kirchenſpiele auf. Nebenher hat er in Weimar verſchiedene brave Orgelſpieler gezogen, unter welchen Johann Caspar Vogler, ſein zweyter Nachfolger und Burgermeiſter daſelbſt, vorzüglich unſere Aufmerkſamkeit verdient, da er nach Bachs Verſicherung, der größte Meiſter auf der Orgel iſt, den er gebildet hätte. *) Während der Zeit

*) Im Vorbeygehen kann ich mich nicht enthalten, hier etwas von dieſem Caspar Vogler zu erzählen, das freylich nicht im Einklang mit ſeiner Kunſtgeſchick-

war der Orgelspieler und Tonvorsteher an der Marktkirche zu Halle, Zachau, mit Tode abgegangen, und Bach erhielt den Ruf zu diesem Amte. Er reiste auch wirklich nach Halle, und führte daselbst sein Probestück auf, fand aber Ursachen, dieser Stelle zu entsagen.

1717 rettete Bach die Ehre des deutschen Volks gegen den berühmten französischen

---

lichkeit stehen dürfte. So weit er nemlich als Künstler gekommen war, so weit war er noch in dem Hofmanage zurück. Als ihn der Herzog zum erstenmahle mit Erstaunen und Bewunderung auf der Orgel gehört hatte, und ihn sogleich auf sein Zimmer kommen ließ, um ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seiner Gnade zu versichern, gerieth Vogler, als die Reihe zu reden an ihn kam, über den Titel in große Verlegenheit, mit dem er den Herzog anreden sollte. Endlich glaubte er, nicht wenig zu thun, wenn er ihn Ihre Gelichten nannte. Es blieb also, so oft er den Herzog anredete, bey Ihre Gelichten; und wer weiß wie lange noch nachher, denn der Herzog war damit zufrieden.

Orgelſpieler Marchand (Ritter vom heil. Michaelsorden, Königl. Orgelſpieler zu Verſailles und Paris, geb. in Lyon 1669, geſt. 1737 in den mitleidswürdigſten Umſtänden), dem der König von Pohlen eine Beſoldung von einigen tauſend Thalern angeboten hatte, wenn er zu Dresden bliebe; und zwar auf folgende Weiſe. Der damahlige Tonſpielmeiſter Jean Baptiſte Volumier in Dresden, dem Bachs Verdienſte bekannt waren, ſchrieb an ihn nach Weimar, und lud ihn zu einem tonkünſtleriſchen Wettſtreit mit dem aufgeblaſenen Marchand, der allen deutſchen Taſtenſpielern Hohn ſpräche, nach Dresden ein.

Bach nahm dieſe Einladung an, und reiſte ohne Verzug nach Dresden. Volumier verſchaffte ihm Gelegenheit, ſeinen Gegner erſt im Verborgenen zu hören. Als ſich Marchand hier unter andern mit einem vielfach verändertem franzöſiſchen Liedchen hören ließ, und ſowol wegen der in den Veränderungen an-

gebrachten Künste, als wegen seiner glänzenden und feurigen Ausführung sehr beklatscht worden war, so wurde der neben ihm stehende Bach aufgefordert, den Flügel auch zu versuchen. Er genügte der Aufforderung, spielte kurz vor, doch mit Meistergriffen, und ehe man es sich versah, so wiederholte er das vom Marchand gespielte Liedchen, und veränderte es, mit neuer Kunst, auf eine noch nicht gehörte Art, ein Dutzend Mahle. Marchand, der bisher allen Orgelhelden Trotz geboten hatte, mußte ohne Zweifel die Ueberlegenheit des Deutschen anerkennen. Denn da Bach sich die Freiheit nahm, ihn zu einem freundschaftlichen Wettstreit auf der Orgel, mit Wissen des Königs, einzuladen, und ihm zu dem Ende einen auf ein Blättchen Papier mit einem Bleistift entworfenen Satz, zur Ausarbeitung aus dem Stegereif, darbot, und sich dagegen einen von ihm ausbat: so war der Erfolg dieser Einladung ganz sonderbar. Bach erschien zur rechten

Zeit auf dem Kampfplatze in dem Hause eines Staatsdieners, wo sich eine große Gesellschaft von Personen beyderley Geschlechts, und hohem Range versammelt hatte. Marchand ließ lange auf sich warten. Man schickte endlich in seine Wohnung, mußte aber zur größten Verwunderung hören, daß er, an eben dem Tage, frühmorgens mit außerordentlicher Post aus Dresden abgereist sey. Bach ließ sich also allein in seiner ganzen Kunst hören, ließ der Geschicklichkeit des französischen Meisters alle mögliche Gerechtigkeit widerfahren, und bedauerte nur, daß er ihn nicht auf der Orgel gehört hätte. Nach seiner Zurückkunft nach Weimar, erhielt er vom Fürsten Leopold von Anhalt-Köthen den Ruf als Tonmeister, dem er noch in demselben Jahre folgte.

Im Jahre 1722 starb zu Leipzig der berühmte Tonvorsteher, Vorsänger und Orgelspieler an der Thomaskirche, Johann Kuhnau, und im folgenden Jahre ward Bach vom Rath

zu Leipzig an dessen Stelle *) berufen. Er folgte diesem Rufe, ob er gleich seinen Fürsten ungern verließ. Die Vorsehung schien ihn, noch vor dem bald darauf erfolgten Tode dieses Fürsten, von Köthen entfernen zu wollen, damit er wenigstens bey diesem traurigen Falle nicht gegenwärtig wäre. Er verfertigte in Leipzig ein Trauerstück auf diesen Todesfall, das er zu Köthen in eigner Person aufführte. Nicht lange darauf bekam er von dem Herzog

*) Diese ehrenvolle Stelle bekleideten: Johann Urban, im Jahre 1439. George Rhav, 1520. Wolfgang Jünger, von 1536 bis 1540. Seth Lolvisius, 1594 bis 1615. Johann Herrmann Schein, 1615 bis 1630. Tobias Michaelis, 1632 bis 1657. M. Sebast. Knüpfer, 1664. Johann Schelle, 1677 bis 1701. Johann Kuhnau, 1701 bis 1722. Johann Sebast. Bach, 1723 bis 1750. Gottlob Harrer, 1751 bis 1755. Johann Friedrich Doles, 1755 bis 1789. Johann Adam Hiller, 1789 bis 1801. August Eberhard Müller, von 1801 bis 1809. Schicht, 1810.

von Weiſſenfels den Tonmeiſter-Titel, und 1736 ward er zum Königl. Pohl. und Churf. Sächſ. Hoftondichter ernannt, nachdem er ſich vorher einigemahl in Dresden, vor dem Hofe, und den daſigen Tonkennern mit großem Beyfall auf der Orgel hatte hören laſſen. Im Jahre 1747 that er eine Reiſe nach Berlin, und fand Gelegenheit, ſich vor dem großen Könige in Potsdam hören zu laſſen. Friedrich gab ihm ſelbſt einen Satz zu einer Fuge auf, die Bach ſogleich, auf einem Pianoforte ſehr gelehrt und künſtlich durchführte. Hierauf verlangte der König eine ſechsſtimmige Fuge zu hören, und Bach leiſtete dieſem Befehle ſogleich, über einen ſelbſtgewählten Satz, Genüge. Nach ſeiner Zurückkunft nach Leipzig brachte er eine dreyſtimmige Kunſtfuge *) nebſt

*) Ricercata dieß Wort brauchen ſowol Galilei in ſeinem Geſpräch della musica antica e moderna, Tero in ſeinem musico testore, Penna in ſeinem

noch einigen andern Kunſtſtücken, über den vom König ihm aufgegebenen Satz zu Papiere, und widmete ſie, in Kupfer geſtochen, demſelben.

Sein von Natur blödes Geſicht, welches durch ſeinen übermäßigen Eifer im Arbeiten, wobey er, ſonderlich in der Jugend, viele ganze Nächte hindurch ſaß, noch mehr geſchwächt worden war, brachte ihm eine böſe Augenkrankheit zu wege. Er wollte dieſelbe, auf Anrathen

---

delli arbori musicali, Johann Krieger in ſeiner Klavierübung, als auch Prätorius in ſeinem syntagma als ein Hauptwort, und die letztern beſonders von einer künſtlichen Fuge. Andere ſetzen dafür ricercare, recherche, wenn Broſſard ſchreibt: es ſey eine Praludion- oder Fantaſie-Art, die auf der Orgel, Clavierecymbel, Theorbe ꝛc. geſpielt werde, wobey es ſcheine, als ſuche der Tonſetzer die wohllautigen Gange, die er hernach in den einzurichtenden Theilen anwenden wolle.

rathen einiger Freunde, welche auf einen damahls in Leipzig angelangten Augenarzt viel Vertrauen ſetzten, durch einen Staarſtich heben laſſen; dieſer aber, ungeachtet er immer wiederholt werden mußte, lief ſchlecht ab. Er verlohr daher nicht allein das Geſicht gänzlich, ſondern ſein übrigens geſunder Körper ward durch dieſe traurigen Zufälle, und durch den Gebrauch ſchädlicher Arzneien und andrer Nebendinge gänzlich verdorben: ſo daß er darauf ein völliges halbes Jahr, faſt immer kränkelte. Sein groſſes Fugenwerk wurde durch ſeine Blindheit unterbrochen. *) Einem Freunde ſagte er in ſeiner Blindheit einſt die bekannte Kirchenweiſe ein: Wenn wir in höchſten Nöthen ſind. **) Zehn Tage vor ſeinem Tode ſchien es ſich unvermuthet mit ſeinen Augen zu beſſern, ſo daß er einſt

*) ſ. Schmidts muſikal. Theologie. 1754.

**) ſ. Kühnaus Choralbuch. Berlin 1 Th.

des Morgens wieder recht gut sehen und auch das Tageslicht wieder ertragen konnte. Doch er sah die schöne Welt, um sie zum letztenmahl gesehen zu haben. Einige Stunden nemlich hierauf ward er von einem Schlagflusse überfallen; auf diesen folgte ein hitziges Fieber, an welchem er auch am 28. Juli 1750 sanft verschied.

Die Werke, die man ihm zu danken hat, bestehen in gedruckten und ungedruckten. Die gedruckten oder vielmehr in Kupfer gestochenen sind folgende.

1. Klavierübungen 1r 2r 3r Theil.
2. Eine Arie mit 30 Veränderungen.
3. 6 dreistimmige Vorspiele, zu 6 Gesängen für die Orgel.
4. Einige kreisfugige (canonische) Veränderungen über den Gesang: Vom Himmel hoch da komm ich her.
5. 2 Fugen, 1 Dreispiel (Trio), einige Kreisfugen (Canons) über den vom König

Friedrich dem Zweiten, aufgegebenen Satz, unter dem Titel: Bachs muſikaliſches Opfer.

6. Kunſt der Fuge. Dies Werk enthält alle Arten der Stimmenwechſel (Contrapunkte) und Kreisfugen über einen einzigen Hauptſatz. Seine letzte Krankheit hat ihn verhindert, nach ſeinen Entwürfen, die letzte Fuge, welche 4 Sätze enthalten, und in allen 4 Stimmen umgekehrt werden ſollte, bis zum Ende auszuarbeiten. Dies Werk erſchien erſt nach ſeinem Tode.

7. Vierſtimmige Kirchen- (Choral) Geſänge geſammelt und herausgegeben von K. Ph. Em. Bach. 1r und 2r Th. 1765 und 1769.

Seine noch ungedruckten Werke findet man in Hillers Lebensbeſchreibungen berühmter Tonkünſtler aufgezeichnet.

Zweimahl iſt unſer Bach verheirathet geweſen. Das erſtemahl mit der jüngſten Tochter des Johann Michael Bach. Aus dieſer Ehe hat er ſieben Kinder, fünf Söhne und

zwei Töchter gehabt. Die merkwürdigsten davon sind, der ehemal. Tonvorsteher (Musikdirektor) und Orgelspieler an der Marktkirche zu Halle, Wilhelm Friedemann, und der berühmte Ton(Kapell)meister zu Hamburg Karl Philipp Emanuel. Diese Ehe dauerte nur dreizehn Jahre; denn 1720 widerfuhr unserm Johann Sebastian, in Köthen, der empfindliche Schmerz, daß er bei seiner Rückkunft von einer Reise, die er mit seinem Fürsten nach Carlsbad gethan hatte, seine Gattin todt und begraben fand. Die erste Nachricht, daß sie krank gewesen, und gestorben war, erhielt er nicht eher als beim Eintritt in sein Haus. Er verheirathete sich 1721 zum zweyten Mahle mit eines Hoftrompeters Tochter aus Weissenfels. Von dreizehn Kindern blieben sechs am Leben, und von diesen sind zu merken: der Schaumburg-Lippische Tonspiel(Conzert)meister, Johann Christoph Friedrich, und der sogenannte englische Bach, Jo-

hann Christian. Von seinen Schülern sind besonders bemerkenswerth: Altnikol, Orgelspieler zu Naumburg, sein Eidam; Goldberg, Kammertonkünstler des Grafen Brühl in Dresden; Agricola, Königl. Preuß. Hoftonsetzer; Krebs, Gothaischer Hoforgelspieler zu Altenburg; Kirnberger, Hoftonkünstler der Prinzinn Amalia, in Berlin; Homilius, Tonvorsteher an der Kreuzkirche in Dresden; Kittel, Orgeler an der Raths- und Predigerkirche zu Erfurt, geboren daselbst 1724. Noch bis auf den heutigen Tag hält man es für eine Ehre, den Unterricht dieses großen Mannes genossen zu haben; so daß sich Mancher für dessen Schüler ausgiebt, der es gleichwohl niemahls gewesen ist.

Hat jemahls ein Tondichter die Vollstimmigkeit in der Stärke gezeigt, so war es gewiß Johann Sebastian Bach. Hat jemahls ein Tonkünstler die verborgensten Geheimnisse des Wohlklangs zur künstlichen Ausübung ge-

bracht: ſo war es gewiß eben derſelbe. Als Klavier- und Orgelſpieler kann man ihn für den ſtärkſten ſeiner Zeit halten; den beſten Beweis davon geben ſeine Orgel- und Klavierſtücke ab. Auf dem Trittwerke (Pedal) konnte er mit beiden Füßen Sätze ausführen, die manchem nicht ungeſchickten Spieler zu ſchaffen machen würden, wenn er ſie mit den Händen herausbringen ſollte. Die ſteife Art, womit zu ſeiner Zeit die Kniegeige (Violoncell) behandelt wurde, nöthigte ihn, bei den lebhaften Bäſſen in ſeinen Werken, zu der Erfindung der Viola pomposa, welche bei etwas mehr Länge und Höhe als die Armgeige (Bratſche), zu der Tiefe und den vier Saiten der Kniegeige, noch eine fünfte (Quinte) hatte, und an den Arm geſetzt wurde; dies bequeme Spiel ſetzte den Spieler in den Stand, die hohen und geſchwindern Gänge leichter auszuführen.

Dies war der Mann, der, wie Marpurg

ſagt, die Gaben und Vollkommenheiten mehrerer großer Männer, in ſich vereinigte. Sein Leben haben aufgezeichnet Walther, Mizler in ſeiner muſikaliſchen Bibliothek, und Hiller in ſeinen Lebensbeſchreibungen.

Gemahlt hat ihn Hausmann, und 1774 hat ihn Küttner in Kupfer geſtochen.

Folgende Geſchichte dürfte vielleicht hier folgen, weil ich nicht das Jahr angeben kann, in dem ſie ſich zugetragen. Ein Tonkünſtler reiſte, und kam in eine Stadt (ſo erzählt uns Marpurg in ſeiner Legende der Muſikheiligen), wo ſich ein ſehr geſchickter Orgelſpieler befand, in deſſen Kirche zwei Orgeln waren, eine größere und eine kleinere.

Er machte mit ihm Bekanntſchaft und ſie wurden beide einig, zu ihrem Vergnügen auf den beiden Orgeln einander zu verführen (das iſt das Schulwort) und in allerlei Arten von Launenſpielen, Doppel-, Drei- und Vierſpielen

gefugt und ungefugt, abwechselnd ihre Kräfte zu versuchen. Der Wettstreit wurde eine Zeitlang mit ziemlich gleichen Kräften fortgesetzt; mit der Zusammenstimmung (Harmonie), mit welcher der eine auf seiner Orgel absetzte, fing der andre auf der seinigen wieder an, und führte das wohllautige Gewebe fort. Der folgende Spieler vollendete das unvollkommen gelassene Klangmaß des vorhergehenden, und es schien, als ob die vier Hände und vier Füße von einem einzigen Kopfe geleitet würden. Nach und nach fing der Fremde an, die versteckten Künste des reinen Satzes und der Tonfolge zu Hülfe zu nehmen. Er bediente sich der Verdoppelung und Theilung gewisser Sätze, verwandte mehrere Grundbegriffe, versetzte sie in die Gegenbewegung, brachte eine engere Nachahmung (allastretta) an, und fiel mit einem Mahle in die allerentfernteste Tonart. Der Orgelspieler des Orts merkte, was der andre machte, er suchte ihm

nachzuahmen und es entſtanden im Wohllaut Lücken; er fing an zu ſuchen, ſtolperte, kam wieder ins Geleiſe, aber auch wieder in neue Irrwege, aus welchen er ſich ſchlechterdings nicht herauswinden konnte. Er ſtand alſo von ſeinem Griffbrett auf, lief zu ſeinem Gegner, dem er den Kampfpreis zuerkannte; erſuchte ihn, ſein kunſtreiches Orgelſpielen ſo lange allein fortzuſetzen, wie es ihm beliebte, bewunderte und umarmte ihn, und ſagte zu ihm, daß er entweder Sebaſtian Bach, oder ein Engel vom Himmel ſeyn müßte. In der That war es Sebaſtian Bach, mit welchem der Orgelſpieler ſich nicht gemeſſen haben würde, wenn er ihn gekannt hätte.

Friedrich der Große, der das Nichtsbewundern des Horaz in einem hohen Grade ſich angeeignet hatte, ſtand mehr als einmahl hinter dem großen Bach, wenn er Töne aus dem Taſtenſpiel (Klavier) zauberte, ſtieß dann mit ſeinem Krückſtock auf den Boden,

und rief aus: Nur ein Bach! nur ein Bach! Alles was zu Bachs Lobe gesagt worden ist, bestätigt noch mehr das Zeugniß, das ihm sein ehemaliger Amtsgenoß an der Thomasschule zu Leipzig, der nachherige Hofrath und Hochlehrer zu Göttingen, der gelehrte Gesner giebt. In seiner Ausgabe des Quinctilian, wo im zwölften Abschnitt des ersten Buchs, von einem Zitherſänger die Rede ist, der aus dem Gedächtniß mit beiden Händen auf der Zither spielt; auch sogar die Füße nicht ruhig läßt, sondern nach dem Zeitmaß dazu tanzt, setzt Gesner in einer lateinischen Anmerkung folgendes hinzu, die ich hier also verdeutsche:

„Solches alles, mein Fabius, würdest du für nichts halten, wenn du von den Todten auferstehen und sehen könntest, wie Bach, ich nenne nur den einen, weil er unlängst an der Leipziger Thomasschule mein Amtsbruder war, wie er mit beiden Händen und allen Fingern sowol unser Saitenspiel handhabt, welches

allein viele Zithern in ſich faßt, als auch jene Orgel der Orgeln, deren zahlloſe Pfeifen Bälge beſeelen, hier mit beiden Händen, dort mit hurtigen Füßen durchläuft, und, er allein, ganze Heere der verſchiedenſten und doch unter ſich ſo einhelligen Töne entlockt; wenn du dieſen, ſag ich, ſähest, während er das thut, was mehrere eurer Zitherſpieler und tauſend Flötenſpieler nicht thun würden, nicht mit einer Stimme eben hallend, gleich dem Zitherſänger, und ſeine Rolle durchführend, ſondern auf alle zugleich geſpannt, von dreißig bis vierzig Tonſpielern, den mit einem Wink, einen andern mit einem Fußſtampf, den dritten mit drohendem Finger zum Tonhalt und Zeitmaß rückrufend; dieſem mit hoher, dem andern mit tiefer, dem dritten mit mittelerer Stimme vortönend, wie er tönen ſoll, und wie ſogar der einzige Menſch, beim größten Gedränge der Muſpieler, ſelber den allerſchwerſten Stand habend, dennoch ſo-

gleich ahnt, wann und wo etwas miſstönt, und in Ordnung all' erhält, und überall beiſpringt, und wo es wankt, herſtellt, allen Theilen den Verhalt, alle Wohllaute, er der Eine, mit ſeinem Ohre meſſend, alle Stimmen, er der Eine, aus ſeiner einen — engen Achle gebend! Sonſt ein hoher Gönner des Alterthums, achte ich doch, mein einer Bach, und wer ihm etwa gleich, umfaſst viele Orpheus und zwanzig Arion's.

Bibault.

Ein blinder Orgelſpieler zu Meaux in Brie, in der Champagne, an der Domkirche. Er lebte um's Jahr 1714, und war ein Schüler des berühmten Hoforgelers Daquin zu Paris *) und erhielt zuerſt die Orgel der Quinze-vingts zu Paris.

*) Daquin ſtarb 1772 in Paris. Er und Mar-

Boltze.

Vor mehrern Jahren starb zu Potsdam der dasige Vorsänger und Orgelspieler an dem großen Waisenhause, Nahmens Boltze. Er war im Dienste blind geworden, und blieb es bis an seinen Tod. Dessenungeachtet mußte ihn seine Frau jedesmahl zum Gottesdienste in die Besatzungs- (Garnison) Kirche führen, wo er sein Amt mit Fleiß, Geschicklichkeit und Treue verwaltete. Mein seel. Vater stand mit ihm im Briefwechsel, und hat im zweiten Theil seiner Kirchengesänge einige Lieder für Kinder beygefügt, welche Boltze

---

chand waren, obgleich in der Kunst Nebenbuhler, doch beständige Freunde. Beyde gestanden sich einander zu, daß sie sich gewachsen waren. Das letztemahl, als Marchand seine Orgel bey den Franziskern spielte, sagte er gerührt im Herausgehen die Worte: Lebwohl, liebe Wittwe, Daquin allein ist deiner würdig. —

sehr wohllautig und für den Schulgesang passend, gesetzt hat.

Brandolinus.

Aurelius Brandolinus, ein guter Redner, geschickter Dichter, und gelehrter Tonkünstler aus Florenz gebürtig, wurde wegen seiner triefenden Augen Lippus genannt. Er lehrte aber dessenungeachtet auf Kaiser Matthias Befehl, zu Ofen und Gran in Ungarn die Beredsamkeit, wurde hierauf zu Florenz ein Einsiedler (Eremit) des Augustinerordens, und starb im Jahr 1498 zu Rom an der Pest. Seine herausgegebenen Schriften, worunter sich nichts Tonkünstiges befindet, werden von Possevino S. 21. Catal. Scriptorum Florentinorum angeführet.

Als man einsmahls diesem blinden Stegreifdichter (Improvisatore), das Lob der berühmten Männer des Alterthums, die Verona hervorgebracht hat, aufgab, fing er

auf der Stelle das Lob des Catull, des Cornelius Nepos und des jüngern Plinius, in bewundernswürdigen Versen. Ein andermahl erhielt er die Naturgeschichte des Plinius zur Aufgabe, und gab einen Auszug des ganzen Werks, Buch für Buch, in Versen, ohne auch nur einen bedeutenden Umstand zu übergehen.

Broomann.

D. Ludwig Broomann, ein blindgebohrner Holländer, welcher 1597 zu Brüssel gestorben, wird vom Vossius im ersten Buch de natura artium K. 4. artium liberalium Doctor, Juris Candidatus, et musicae Princeps genannt. In der Franziskerkirche zu Brüssel lautet seine Grabschrift folgendermaßen:

D. O. M.
Ludovico Broomanno
Jacobi et Corneliae Verheyle Wighen F.

a nativitate coeco,
artium liberalium Doctori,
Jurisprud. Candidato, Musicesque Principi:
Geertrudis Keysers,
Jodoci ex Maria Cleerhaghen F.
merito B. M. sibique pos.
Vixit annos LXIX.
Obiit VIII. Jan. MDXCVII.

Caillot.

In der Blindenanstalt des Herrn Haun zu Paris ist vorzüglich ein blinder geschickter Tonkünstler, Nahmens Caillot, merkwürdig. Er spielt mehrere Tonwerkzeuge fertig, und hat sich mit einem blinden in dieser Anstalt erzogenen Frauenzimmer, die sich durch ihr Spiel auf dem Forrepiano auszeichnet, verheirathet; die Frucht dieser besondern Ehe ist eine sehende Tochter, die schon frühzeitig viel Anlage für die Tonkunst verräth.

Caste-

Castelain.

Castelain oder Castellanus, ein Blindgeborner in Flandern, welcher nach dem Zeugniß des Guicciardius ein sehr geschickter Zimmermann war. Er verfertigte alle Tonwerkzeuge, Lauten s. s. sogar Orgelwerke, stimmte sie rein, und spielte dieselben auch ganz gut.

Corsepius.

Geboren zu Passenheim, in Ostpreußen 1776, verlohr durch die Blattern, die er im sechsten Jahre bekam, beide Augen. Sein Vater, ein Prediger, hatte den Anfang des Unterrichts seines Sohnes, damit gemacht, ihn lesen, schreiben und zeichnen zu lehren. Zum letztern bewies der Knabe viel Lust, und der Vater strebte mit großem Fleiß dahin, ihn zu bilden. Durch die eintretende

Blindheit äußerst gebeugt, wußte der Vater lange nicht, was er mit seinem Sohne anfangen sollte. Doch bald fand sich eine Gelegenheit. Der sechsjährige Corsepius zeigte besonders viel Aufmerksamkeit, wenn ein Freund, der seinen Vater zuweilen besuchte, auf dem Klaviere spielte; und nun kam dieser auf den Gedanken, dem Knaben einen leichten Kirchengesang zu lehren, um seine Fähigkeit zu prüfen. Die Leichtigkeit, mit der der Knabe faßte, und seine Liebe zur Tonkunst bestimmten nun den Vater, ihn ordentlich in derselben zu unterrichten, worin er schnelle Fortschritte machte, und sogar durch bloßes Beschreiben und Vorsagen das Notengebäude erlernte. Man durfte ihm nur das Zeitmaß und die Nahmen der Tonzeichen vorsagen, so spielte er ein jedes Stück, und behielt es mit Leichtigkeit. *)

*) Ein ähnliches Beispiel sah ich in der Blin-

Weil er sich jetzt ganz auf die Tonkunst legen wollte; lernte er auch die Orgel spielen, und bei der Gelegenheit, da sein jüngerer sehender Bruder einen Dienst als Schulmeister bekam, womit zugleich die Stelle eines Orgelspielers verknüpft war, dieser aber ganz und gar keine Tonkunst verstand, so zog unser Corsepius zu seinem jüngern Bruder, versah das Orgelspielen, unterrichtete ihn aber dabei in der Tonkunst selbst, und

---

demanstalt des Herrn Dr. Zeune in Berlin: Ich hörte den Zögling Wilhelm Engel aus Kolberg, auf dem Klaviere und der Flöte spielen, und brachte ihn einige Tage darauf auf die Orgel in der Französischen Kirche, und erkannte da erst recht sichtbar, zu meinem höchsten Vergnügen, den mühsamen Fleiß und die väterliche Sorgfalt seines verehrungswürdigen Lehrers. Ueberhaupt ist es werth, diese Anstalt zu besuchen; sie steht dem Besuche der Fremden jeden Mittwoch von zehn bis zwölf Uhr offen, und ist jetzt in der Burgstraße, 11.

brachte ihn binnen ein paar Jahren so weit, daß dieser es nun allein thun konnte.

Hierauf bezog er die hohe Schule zu Königsberg, wurde von Gutdenkenden unterstützt, und legte sich vorzüglich auf Orgel- und Klavierspiel. Ob er gleich alle Blasezuge spielte; so konnte er doch darin nicht, seinem Wunsche gemäß, etwas außerordentliches leisten, weil ihm sein Vermögen nicht gestattete, sich gute Tonwerkzeuge zu kaufen.

Es ist bemerkenswerth, daß er allerlei Gegenstände aus Wachs bildet, auch aus Holz und Erz manche künstliche Dinge verfertigen kann.

Er hat durch die Gnade unsers guten Königs die Zusicherung erhalten, nachdem er zuvor geprüft worden war, bei nächster Gelegenheit, eine Orgelstelle, mit der kein Schulunterricht verbunden ist, zu erhalten.

Gegenwärtig ist er Vorsänger am Waisenhause zu Königsberg, wo er auch einige

Knaben in der Tonkunſt unterrichtet, die gute Fortſchritte machen.

Fabio de Curti.

De Curti war ein ums Jahr 1570 zu Neapel lebender vortrefflicher Weltweiſer, Dichter und Tonkünſtler, der dabei ſtockblind war, wie Walther in ſeinem Wörterbuch der Tonkunſt berichtet.

Mario de Curti.

Ein ebenfalls blinder Bruder des Fabio de Curti zu Neapel, der ſich gleichen Ruhm in den Tonwiſſenſchaften erworben hat.

Dulon.

Dieſer in unſern Tagen wegen ſeines außerordentlichen Tonſinnes und ſeiner Kunſt und Geſchicklichkeit auf der Flöte und dem

Klaviere- berühmte Künstler, ist 1770 zu Stendal, nach Andern zu Oranienburg geboren, und verlohr im zweiten Monat seines Lebens das Gesicht. Als Knabe hörte Dulon einst zufällig einen blinden Tonkünstler, den ein Puppenspieler bei sich hatte, die Flöte blasen und dieses machte in ihm den Gedanken rege, sich auch mit der Flöte zu beschäftigen.

Er erhielt zuerst von seinem Vater, einem Schüler Quanzens, Unterricht auf diesem Tonwerkzeuge, und von dem würdigen Orgelspieler Angerstein in Stendal, Unterricht auf dem Klaviere. Er wurde Meister auf der Flöte, so daß er in seinem dreizehnten Jahre 1783 anfing, seine Reisen in die vorzüglichsten Städte und an die vornehmsten Höfe Europa's anzutreten. Er stand eine geraume Zeit lang bei der Tonkünstlergesellschaft (Kapelle) des damaligen Großfürsten von Rußland, nachherigen Kaiser Paul, zu

St. Petersburg. Er bringt die schwersten Tonspiele, Zwei- und Alleinspiele (Solo's) auf der Flöte mit außerordentlicher Leichtigkeit und Reinheit heraus, trägt sehr schwere Stellen aus Sebastian Bachschen Fugen, mit Bestimmtheit und ohne Anstoß auf dem Klaviere vor, tondichtet und sagt seine Tondichtung Andern mit der größten Genauigkeit in die Feder, so daß auch kein Halt (Pause), kein Bogen über den Noten fehlen darf. Er behält ohne Mühe nicht bloß alles, was ihm vorgespielt wird, sondern verändert auch sogleich jeden ihm gegebenen Satz, und sein Gedächtniß ist von solcher Stärke, daß er mehr als dreihundert Flötentonspiele auswendig weis.

Er hat durch Vorlesung sehr mannichfaltige Kenntniße erhalten, auch sich mit günstigem Erfolge mit der Dichtkunst beschäftigt. Eben so hat er während seines Aufenthalts in St. Petersburg durch den Professor Wol-

ke fühlbare Schriftzeichen kennen gelernt, durch deren Zusammensetzung er sich manches aufzeichnen, selbst andern seine Gedanken mittheilen kann.

Demodokos.

Auch Demodokos, der gepriesene Harfner der Phäaken im achten Buche der homerischen Odyssee, war, nach der fast von allen Barden herrschenden Vorstellung des ganzen Alterthums, des Lichtes beraubt.

Herzlich liebt' ihn die Muse und gab ihm Gutes und Böses:
Denn sie nahm ihm die Augen, und gab ihm süße Gesänge.

Als Odysseus auf seiner Irrfahrt zum Könige Alkinoos kam, heißt es bei Homer:

Jener rauscht in die Saiten, und hub den süßen Gesang an,

Ueber des Ares Lieb' und der reizenden Aphrodite.

u. s. w.

Diodotus.

Dieser Lehrer des Cicero, ein Stoiker, lebte viele Jahre in Cicero's Hause blind. Folgendes ist das Ehrenmal, welches ihm der dankbare Schüler in den tuskulischen Untersuchungen setzt. „Dieser Mann, — fast ist es unglaublich, — beschäftigte sich jetzt noch weit eifriger mit der Weisheit, als vorher, trieb nach Art der Pythagoräer Tonkunst, ließ sich Tag und Nacht aus Büchern vorlesen, zu welchem allen er freilich die Augen eben nicht nöthig hatte; aber selbst in der Meßkunst, wo man denken sollte, er hätte die Augen gar nicht entbehren können, gab er Unterricht, indem er seinen Schülern vorsagte, von welchem Punkte aus, und wohin sie ihre Striche ziehen sollten."

Ebell.

Im März 1808 ließ sich in einem Tonspiele des blinden Dülon in der Schlokbühne zu Hannover, dessen blinder Schüler Ebell hören. Er ist ein Sohn des Hofraths Ebell zu Bremen, ein Knabe von zwölf bis dreizehn Jahren. Er spielt die Flöte sehr brav, und berechtigt zu den größten Erwartungen. Seine Jugend, sein Tongeist, seine Blindheit zog an, und rührte die Zuhörer, welche ihm den lautesten Beyfall zollten. Möge sich dieser Kleine auch durch dies kleine Denkmahl, welches ich ihm hier setze, aufgemuntert fühlen, in der herrlichen Kunst der Euterpe wacker fortzuschreiten!

Eulr.

Auch er gehört in diese Sammlung, wo nicht als ausübender Künstler selbst, so doch um so ausgezeichneter, als Tonschriftsteller.

Ob er gleich nicht sein ganzes Leben hindurch blind war, schrieb er doch während seiner Blindheit wichtige Abhandlungen, und nutzte auf diese Art der Welt so, daß ihm auch im gegenwärtigen Ehrentempel ausgezeichneter Blinden, ein, wenn gleich nur geringes Denkmahl, zu errichten, angenehme Pflicht ist.

Leonhard Euler, Lehrer der höhern Meßkunde, ordentliches Mitglied des Kaiserlichen Gelehrtenvereins zu St. Petersburg und Ehrenmitglied vieler andern gelehrten Vereine und Gesellschaften, ward geboren den funfzehnten April 1707 zu Basel. Sein Vater war Paul Euler, Prediger zu Riehen, und seine Mutter Margarethe Brucker. Er weihte sich anfänglich der Gottesgelehrtheit zu Basel, und zeichnete sich schon frühzeitig aus, so daß er im sechzehnten Jahre seines Alters die Magisterwürde erhielt. Mit Eifer trieb er nun das Fach der Gottesgelehrtheit und

der morgenländischen Sprachen. Er besuchte auch fleißig die Vorlesungen der Aerzte zu Basel. 1727 schrieb er eine lateinische Abhandlung über Wesen und Fortpflanzung des Schalles, die für die Klanglehre (Akustik) sehr wichtig ist. Er ging nach Petersburg und ward Gehülfe (Adjunkt) für die größenlehrige (mathematische) Klasse der Akademie, 1730 Professor der Naturlehre, und drei Jahre darauf der Größenlehre. Das Jahr 1735 hatte einen großen Einfluß auf sein übriges Leben. Es sollte in der Geschwindigkeit eine Berechnung von Sterntafeln gemacht werden, wozu mehrere Mitglieder des Gelehrtenvereins einige Monate Zeit verlangten. Euler vollendete zu seinem Unstern die ganze überaus mühsame Arbeit in drei Tagen. Durch diese außerordentliche Anstrengung, zog er sich nämlich ein heftiges Fieber zu, und hatte das Unglück, auf dem rechten Auge zu erblinden.

Schon im folgenden Jahre gab er wieder ein wichtiges bewegungslehriges (mechanisches) Werk heraus. Fast seine einzige Erholung bestand in der Tonkunst. Welches Tonwerkzeug er aber gespielt, und wie stark er auf demselben gewesen, habe ich nicht erfahren können. Selbst das Vergnügen, das ihm die Tonkunst gewährte, genoß er nicht ohne messende (geometrische) Untersuchungen, wovon das tiefsinnige Tonwerk eine Frucht ist, welches er unter dem Titel: Tentamen novae Theoriae Musicae, ex certissimis harmoniae principiis dilucide expositae, 1739 herausgab.

Im Jahre 1741 verließ er Rußland, und nahm den Ruf unsers Friedrichs des Einzigen an, der durch ihn den berlinischen Gelehrtenverein besser einrichten ließ.

Alle Schriften hier anzuführen, wäre zu weitläuftig. Auch einäugig stellte er die wichtigsten naturlehrigen Untersuchungen an.

Er wagte es zuerst die Schifffahrtskunde zu einer vollständigen Wissenschaft zu erheben; schrieb darüber auch ein ausführliches Werk.

Nach einem fünf und zwanzigjährigen Aufenthalt zu Berlin verließ er diese Stadt, da Catharina die Zweite ihm einen Gehalt von drei tausend Rubeln und seiner künftigen Wittwe tausend Rubel anbot.

Im Jahre 1766 reiste er nach Rußland. Er ward von seiner Kaiserinn gnädig aufgenommen, zur Tafel gezogen, und mit acht tausend Rubeln zum Ankauf eines Hauses beschenkt. So glücklich dieses Jahr für ihn zu seyn schien, so unglücklich ward es in der Folge; denn kurz darauf hatte er das Unglück, von einer heftigen Krankheit überfallen zu werden, die sich mit dem Verlust seines linken Auges endigte. So schlossen sich diese glücklichen Augen, die so viel gesehen, so viel beobachtet hatten! Dieser traurige Zustand der Blindheit war nicht im Stande,

seinen Geist niederzuschlagen, und seiner Arbeitsamkeit Einhalt zu thun. Sein außerordentliches und mit einer vorzüglichen Einbildungskraft verbundenes Gedächtniß, und die Beihülfe einiger gelehrten Freunde, ersetzten ihm gar bald den Verlust seiner Augen, so daß er in seiner völligen Nacht weit mehr wichtige Schriften lieferte, als andere Gelehrte mit den besten Augen. Die erste Schrift, womit er in diesem Zustande die Welt beschenkte, war eine vollständige Anleitung zur Gleichungslehre (Algebra), die man in die französische und russische Sprache übersetzte; dann erschien sein größeres Werk über die Durchsichtslehre (Dioptrik) und die Integralrechnung. Im Jahre 1772 erschien das überaus wichtige Werk über die Mondsbetrachtung (Theorie). Worüber man sich am meisten wundern muß, ist der Umstand, daß Euler einen großen Theil dieser so viel Geisteskräfte und Anstrengung erfordernden

Arbeiten, die Blindheit ungerechnet, auch noch mitten unter den größten Unruhen und Zerstreuungen unternahm und ausführte; denn eine plötzlich entstandene Feuersbrunst hatte einst sein Haus in einen Aschenhaufen verwandelt, und ihn um den größten Theil seiner Habseligkeiten, worunter auch viele Bücher und Handschriften befindlich waren, gebracht. Bald nach diesem Unglück, welches die Freigebigkeit der Kaiserinn durch ein Geschenk von sechstausend Rubeln zu lindern suchte, unternahm es der geschickte Augenarzt Freiherr von Wenzel, Eulern den Staar zu stechen, und zwar anfangs mit gutem Erfolge. Allein dieses Glück war, leider! nicht von langer Dauer. Er verlohr gar bald das Gesicht zum zweiten Mahle, und zugleich die Hoffnung, es je wieder zu erhalten.

Alle diese Unglücksfälle, und die durch sein hohes Alter geschwächten Kräfte waren nicht im Stande, auch jetzt seine Thätigkeit zu

ver-

vermindern. Er beſchäftigte ſich fernerhin mit den wichtigſten Unterſuchungen der gemeinnützigſten Gegenſtände. Er verbeſſerte die Waſſerſtand- und Waſſerkraftlehre (Hydroſtatik und Hydrodynamik), vervollkommnete die Durchſichtslehre, beſonders durch die Mittel, den farbenloſen (achromatiſchen) Fernröhren eine geringere Länge und ein größeres Geſichtsfeld zu geben; er beſchäftigte ſich mit Erläuterung der Wittwen- und Todtenkaſſen, die er auf ſichrere Grundſätze bauen lehrte, und mit Berechnung der luftſchwebenden Triebwerke (aeroſtatiſchen Maſchinen). Er arbeitete mit ſeiner gewöhnlichen Geiſtesſtärke bis an den Tag ſeines Todes, welcher den ſiebenten September 1783 plötzlich durch einen Schlagfluß verurſacht wurde.

Das Verzeichniß der Eulerſchen Schriften, welches Herr Profeſſor Fuß der Überſetzung ſeiner Lobrede beigefügt hat, füllt neun und funfzig Seiten in Achtelform, und

was Euler dem Grafen Orlow ehemals versprochen hatte, dem Gelehrtenvereine so viel Abhandlungen zu liefern, daß sie für zwanzig Jahre nach seinem Tode hinreichen sollten, iſt pünktlich erfüllt worden: denn die Zahl seiner hinterlaſſenen ungedruckten Abhandlungen beträgt über ein hundert und achtzig. Zum Beweis der Stärke seines Gedächtniſſes und seiner Einbildungskraft führe ich bloß dieſes an, daß eine ſchlafloſe Nacht ihn einſtmahls veranlaßte, die ſechs erſten Würden (Potenzen) aller Zahlen unter zwanzig, im Kopf auszurechnen, und daß er im Stande war, dieſelben mehrere Tage nachher, noch ohne Anſtoß herzuſagen. Er wußte Virgils ganze Aeneis auswendig, und war auch in der Geſchichte und in verſchiedenen andern Wiſſenſchaften, die eben keine genaue Verbindung mit der Größen- und Naturlehre haben, ſehr bewandert. Dieſe Geiſtesgaben und ſeine eigenthümliche Munterkeit machten

daher auch ſelbſt den blinden Euler zu einem ſehr guten und unterhaltenden Geſellſchafter.

Seinen Lebenslauf findet man erzählt in folgendem Buche:

Auszug aus L. Eulers vollſtändiger Anleitung zur Algebra, von J. J. Ebert, Profeſſor der Mathematik auf der Univerſität zu Wittenberg. 2r Theil Berlin 1801.

Engel.

Wilhelm Engel geboren zu Jernim, einem Dorfe bei Kolberg 1794, wo ſein Vater Prediger war. Im Jahre 1804 wurde er auf der Jagd von einem Jugendgefährten geſchoſſen, und erblindete. Seit 1806 befindet er ſich in der Blindenanſtalt des Herrn Doktor Zeune zu Berlin; hat bei dieſem wackern Lehrer ſich auch als ein wackrer fleißiger Schüler gezeigt, und iſt in der Tonkunſt, in der lateiniſchen, franzöſiſchen und italiſchen Spra-

che, in der Geſchichte, Erdbeſchreibung, Meßkunde, im Rechnen, Schreiben und Dichten nicht unbewandert. Beſonders ſpielt er die Flöte, wie ich mich mehrmals überzeugt habe, mit Gefühl.

Friedrich von Erlach.

Ein im Jahre 1708, am zweiten Auguſt zu Berlin geborner, von Jugend auf blinder Edelmann zu Eiſenach, der ſich ganz beſonders in der Tonkunſt auszeichnete, indem er nicht nur auf dem Klaviere meiſterhaft ſpielte, ſondern auch auf der Blockpfeife (Flûte à bec) *), und Querflöte ſeines Gleichen ſuchte. Er ſpielte außerdem auch die Geige, das Hochholz (Hoboe), und die Violdigambe), ſetzte faſt täglich etwas neues, welches man ihm nachſchreiben, und nach

*) Unſere gewöhnliche Flöte (Flûte) traus.

Beſitzen, ins Reine bringen muſte. Seine Launenſpiele waren unvergleichlich, indem er fähig war, aus dem Stegereif ein völliges Singeſtück (Cantate) herzuſingen, und ſich ſelbſt durch einen wohlausgeſonnenen Hauptgedanken dazu zu begleiten.

Er ſetzte drei Stücke für Flöte, Geige und Flügel. Bewunderungswürdig war ſein Spiel auf zwei Flöten, von denen die kleine einen Dreiklang höher ſtand, und die er beide mit der größten Geſchicklichkeit behandelte.

Walther ſagt in ſeinem muſikaliſchen Lexikon von ihm: „Mit dem Munde kann Er „ſich ſowol das Waldhorn als die Trompete „ſo natürlich nachahmen, daß man es kaum „glauben kann."

Er ſtarb zu Berlin im Jahre 1757 oder 1758.

von Eyck.

Von Eyck, aus Utrecht gebürtig, ein Ton-

Künstler und Dichter, war seit seiner Jugend durch die Blattern seiner Augen beraubt und hatte so seines Gesichts in den Fingerspitzen, daß er durch bloßes Betasten der Hände, die wohlgebildetsten unter vielen Frauenzimmern zu unterscheiden, im Stande war.

Ich kenne die Zeit, in der er lebte, aller Bemühungen ungeachtet, nicht erfahren.

Ferdinand.

Nach andern Carolus Ferrandus, ein Benedikter aus Brügge in Flandern, lebte ums Jahr 1520. Ob er gleich in der Kindheit um sein Gesicht kam, war er dennoch ein guter Vernunftforscher, Dichter, Redner, und ein sinnlicher Tonkünstler, der mit vielem Beifall und vor einer Menge Zuhörer verschiedne Arten Tonspiele aufführte. Dieser blinde Kunstgreis glänzte aber nicht allein in der Tonkunst, sondern auch in andern Künsten und Wis-

senschaften. Er lehrte auf der hohen Schule zu Paris die schönen Wissenschaften bei einem ansehnlichen Jahrgelde; doch aus Ekel vor Welt und Reichthum ging er in ein Kloster nahe bei Bourges, und erregte durch seine Predigten zu damaliger Zeit wirklich Bewunderung. Er verfertigte Auslegungen, Lobreden und Gesänge auf Christus und den Karmeliterorden. Außer mehreren mönchlichen Schriften schrieb er zwei Bücher de animi tranquillitate, ferner elogias de contemtu mundi, Briefe und Reden, soll auch überdies schätzbare Gesänge gesetzt haben. Er starb im Jahre 1496.

Elisabeth Fischer,

das blinde Harfenmädchen in Halle.

Lange Zeit hörte ich viel von einer blinden Harfnerin zu Halle reden. Als ich im Jahre 1809 im Juli eine Reise nach der Hei-

math meines Vaters in die Grafschaft Mansfeld machte, nahm ich daher meinen Weg absichtlich durch Halle, erkundigte mich daselbst, und erfuhr, daß diese blinde Spielerinn zu Glaucha bei Halle wohnte. Ich ging sogleich zu ihren Altern hin, wo ich sie kennen lernte. Sie war so gefällig, mir etwas auf der Harfe vorzutragen. Besonders rührte mich ein Lied, dessen Worte und Töne ich hier mittheile. Uebrigens kann ich folgende Nachricht über sie beibringen.

Sophie Elisabeth Fischer, ward 1788 zu Halle geboren, wo ihr Vater ein Preußischer Krieger war, der auch noch jetzt am Leben ist. Im dritten Jahre ihres Alters durch die Blattern ihres Gesichts beraubt, besuchte sie die Schule ihres Kirchspiels, und genoß ihren ersten Unterricht in derselben. Sie zeigte aber einen großen Trieb zur Tonkunst, und lernte bei dem Herrn Braune, einem damaligen Hochschüler, die Harfe spielen; trieb die

Tonkunſt nicht handwerklich nach dem Gehör, ſondern grundſätzlich, und kam ſo weit darin, daß ſie ſich mit Beifall an verſchiedenen Höfen hören laſſen konnte, z. B. am Königl. Preuß. Hofe zu Potsdam, und an einigen Sächſiſchen Höfen.

Das im Anhange beigefügte Lied iſt von ihrem Lehrer Braune gedichtet und geſetzt.

Fritzieri.

Alexander Fritzieri, oder Fritzeri, Frizeri, Fridzere, Frizer, ein jetzt zu Paris lebender, ſeit ſeinem vierten Jahre blinder berühmter Meiſter. Er iſt ein guter Tondichter, Mandoliner *) und Geiger. Sein Vaterland iſt eben ſo unbeſtimmt, wie ſein Nahme. Nach

*) Die Mandoline, ein veraltetes Saitenſpiel, eine Art Laute oder kleine Zither.

einigen ist er zu Verona geboren, nach andern wieder ein Deutscher von Geburt. Im Jahre 1770 ließ er zu Paris sechs Geigenviertäkte stechen. Auch für die Bühne und den Gesang hat er verschiedene Singspiele in Töne gesetzt, davon zwei unter folgenden Titeln auch auf deutschen Schaubühnen gegeben wurden, als:

1) die seidenen Schuhe. 2) die beiden Landkrieger; les deux Milicions; sind auch zu Paris in ausgesetzten Stimmen 1771, und les souliers moirdorés 1776 erschienen. Laborde nennt seine Tondichtungen angenehm.

Grave.

Nach dem Tonkünstlernamenbuch, welches 1737 zu Chemnitz herauskam, konnte der blinde, aber sehr geschickte Orgelspieler Johann Jacob Grave, an der Neuen Kirche auf

dem Dome zu Amſterdam die neueſten italiſchen Tonſpiele und Klangſtücke (Sonaten) auswendig, und ſie mit drei oder vier Stimmen ſehr angenehm auf ſeiner Orgel vortrug. Er lebte noch um 1730, als ein ſechzigjähriger Greis.

Grothe.

Heinrich Grothe, geboren 1796 zu Berlin, iſt der Sohn eines Bierbrauers. Im Jahre 1802 verlohr er das rechte Auge durch Stoß eines kleinen Mädchens mit einem Stück Pappe. Im Jahre 1804 verlohr er durch einen Fall aus dem Bette auch das linke Auge. Bei beiden Augen iſt Augenwaſſerſucht ſichtbar. Seit 1807 iſt er Zögling der Zeuneſchen Blindenanſtalt zu Berlin. Er iſt in der Tonkunſt, im Latein, Geſchichte, Erdbeſchreibung, Rechnen, Meßkunde und Schreiben bewandert. Merkwürdig iſt es, daß er anfangs gar kein

nen Tonsinn hatte, und dieser sich erst in der Anstalt entwickelte. Er ist schon zweimal öffentlich in Trauspielen aufgetreten.

Händel.

Georg Friedrich Händel ward den 24. Februar 1684 zu Halle in Sachsen geboren, wo sein Vater, der daselbst ein Wundarzt war, schon über sechzig Jahre zählte. So groß der Trieb zur Tonkunst bei Händel auch von Kindesbeinen an war, so groß war dagegen die Abneigung seines Vaters, der ihn zu etwas anderm, zum Rechtsgelehrten bestimmte. Er verbot ihm nicht nur die Erlernung dieser Kunst ernstlich, sondern wollte auch kein Tonwerkzeug im Hause dulden. Diesem strengen väterlichen Verbote ward dadurch ausgewichen, daß heimlich ein kleines Klavichord unter dem Dache versteckt stand, und da der kleine Händel doch schon etwas von den No-

ten wußte, so wurden die Uebungen unter dem Dache zur Nachtzeit vorgenommen, wenn alles im Hause schlief.

Händel war sieben Jahre alt, als sein Vater in Verrichtungen an den Hof nach Weißenfels reisen mußte, wo sein Sohn, erster Ehe, Kammerdiener des Herzogs war. Unser junger Händel, der seinen Bruder noch nie gesehen hatte, bat den Vater sehr, daß er ihn mitnehmen möchte; da dieser aber nicht zu bereden war, lief er dem Wagen zu Fuße nach, und kam mit seinem Vater zugleich nach Weißenfels.

Bei seinem Aufenthalte allda pflegte er, nach geendigtem Gottesdienste in dem Schloßbethause bisweilen auf der Orgel zu spielen. Der Herzog hörte ihn einmahl von ungefähr, und fragte den Kammerdiener, wer auf der Orgel spielte? Da dieser nun antwortete, daß es sein Bruder sey, verlangte der Herzog, ihn zu sehen, und sagte sodann zu seinem Vater,

daß es Versündigung gegen das gemeine Beste und die Nachwelt wäre, wenn er einen so außerordentlichen Geist unterdrücken nnd zu andern Dingen zwingen wollte. Der Vater gab mehr dem Ansehn als den Gründen des Herzogs nach. Händel wurde nun, bey seiner Zurückkunft nach Halle, dem dasigen berühmten Orgelspieler Zachau zum Unterricht übergeben. Dieser suchte nicht bloß einen starken Orgelspieler aus ihm zu machen, sondern er legte es auch auf den Tondichter an, indem er ihm nicht allein die Kunst des reinen Satzes gründlich lehrte, sondern ihn auch mit der Schreibart verschiedner Tonsetzer bei verschiednen Völkern bekannt machte. Es gelang ihm so gut, daß sein Lehrling, ein Knabe von acht Jahren, die Stelle seines Lehrers an der Orgel schon mit Ehren vertreten konnte. Bald darauf fing er auch an, Kirchenstücke zu setzen, welche alle in Halle aufgeführt wurden.

Im Jahre 1698 schickte ihn sein Vater

nach Berlin, wo er einen Verwandten am Hofe hatte, auf deſſen Freundſchaft und Sorgfalt ſich die Ältern verlaſſen konnten, und wo er Dinge zu hören bekam, die er in Halle nicht hören konnte.

Das Singſpiel war damals in einem ſehr blühenden Zuſtande daſelbſt. Buononcini und Attilio Arioſti, hatten die Aufſicht darüber. Der erſte war eitel und ſtolz, der letztere hingegen aufrichtig und beſcheiden. Der erſte ſah auf Händeln mit Verachtung, und der andere begegnete ihm mit Höflichkeit. Attilio ließ ihn ſtundenlang bei ſich auf dem Flügel ſpielen, und konnte die außerordentliche Geſchicklichkeit eines ſo jungen Knaben nicht genug bewundern. Buononcini ſelbſt wurde endlich gezwungen, deſſen vorzügliche Anlagen zu erkennen, und erzeigte ihm ſodann erzwungene Höflichkeiten.

Die Freundſchaft des Attilio war für Händeln von großem Nutzen. Ein Mann, der

Erfahrung und Geschmack hatte, konnte manches noch an ihm verbessern. Es währte auch nicht lange, als der König ihn zu hören verlangte, der ihn hernach oft rufen ließ, und jedesmahl reichlich beschenkte. Der König wollte ihn auf seine Kosten nach Italien reisen lassen, allein Händels Aeltern lehnten dieses Anerbieten ab.

Man fand nun nicht für gut, Händeln länger in Berlin zu lassen; er kehrte daher wieder nach seiner Vaterstadt zurück. Er hatte eine große Begierde, Italien zu sehen. Da aber die Mittel zu einer solchen Reise fehlten, so ging er indeß nach Hamburg. Die daßigen Singspiele wurden nur von denen in Berlin übertroffen. Bald nach seiner Ankunft in Hamburg starb sein Vater. Er wollte seiner Mutter nun nicht zur Last fallen, gab daher Unterricht auf dem Klaviere, und erhielt die Stelle als Flügel- (Cembal-)spieler in der Tonbühne (Orchester). Der Flügel in

den

den Hamburger Singſpielen wurde von dem berühmten Keiſer, der auch die meiſten Singſpiele für die Schaubühne ſchrieb, geſpielt. Dieſer Mann gerieth in Schulden und ward flüchtig; ſeine Stelle bekam Händel. Mattheſon war zu gleicher Zeit ein berühmter Sänger und Schauſpieler der Bühne, ſchrieb auch ſelbſt Singſpiele, in denen er nicht allein die Hauptrolle ſang, ſondern die er auch, wenn er von der Bühne abkommen konnte, ſelbſt am Flügel zu leiten pflegte. Im Jahre 1704, da ſein Singſpiel Cleopatra aufgeführt wurde, und Mattheſon Antonius, ſich eine halbe Stunde vor Endigung des Schauſpiels, auf der Bühne entleibt hatte, wollte er (o Jammer!) hernach am Flügel zeigen, daß es mit dieſer Entleibung nur Scherz geweſen ſey. Händel, dem das Ding ſo ungereimt vorkam, als es in der That iſt, wollte ihm nicht Platz machen, und ſpielte bis zu Ende; darüber geriethen nun beide im Herausgehen in

einen Zank, der endlich so hitzig ward, daß sie auf öffentlichem Markte die Degen zogen, wobei Händel fast ums Leben gekommen wäre. Der Stoß des Gegners traf zum Glück auf einen breiten metallenen Rockknopf, mit solcher Heftigkeit, daß die Klinge zersprang. Merkwürdig ist diese Schlägerei immer, da beide seit ihrer ersten Bekanntschaft gute Freunde gewesen waren; sie wurden auch bald wieder mit einander ausgesöhnt.

Im Jahre 1705 brachte Händel sein erstes Singspiel Almira auf die Bühne, welches mit großem Beifalle aufgenommen ward. Er hielt sich fünf Jahre zu Hamburg auf, und hatte in dieser Zeit, außer dem nöthigen Aufwande, und einigen kleinen Geschenken an seine Mutter, sich eine Summe von zweihundert Dukaten gesammelt; mit dieser trat er eine Reise nach Italien an. Zuerst ging er nach Florenz. Hier schrieb er 1710, in seinem sechs und zwanzigsten Jahre das Sing-

ſpiel Rodrigo mit ſo vielem Glück, daß er ein Geſchenk von hundert Zechinen nebſt einem Silberaufſatz vom Großherzog erhielt. Nachdem er ſich ein Jahr in Florenz aufgehalten hatte, ging er nach Venedig. Hier wurde er zuerſt auf einem Larventanz (Maskerade), als er auf einem Flügel, den er ſtehen ſah, ſeinen Empfindungen freien Lauf ließ, entdeckt. Der große Scarlatti hörte ihn, und rief auf wälſch aus: „das iſt der Sachſe oder der Teufel!"

Da er nun dadurch genöthigt ward, ſich zu erkennen zu geben, ſo ließ man ihm nicht Ruhe, bis er verſprach, ein Singſpiel zu ſetzen. Er verfertigte daher binnen drei Wochen die Agrippina, welche ſieben und zwanzig mal nach einander aufgeführt wurde. Von Venedig ging er nach Rom. Hier wurde er auch bald von Männern erſten Ranges geſucht, beſonders vom Hauptprieſter Ottoboni, der eine Geſellſchaft vortrefflicher Ton-

künſtler unterhielt. Es wurden in dem Pallaſte deſſelben Singſpiele, geiſtliche Singeſtücke (Oratorien) und andre Werke aufgeführt; von Händeln forderte man jetzt ein ähnliches Stück. Die italiſchen Tonkünſtler fanden verſchiedene Schwierigkeiten in Händels Sachen. Corelli ſelbſt, deſſen Beſcheidenheit und Artigkeit mit ſeinen übrigen Eigenſchaften überein kam, er, der erſte und vortrefflichſte Geiger, beklagte ſich wohl darüber. Da er ſich einſt lange vergebens bemüht hatte, gewiſſe Stellen nach Händels Sinn herauszubringen, riß letzterer ihm mit Ungeſtüm die Geige aus der Hand, und ſpielte ihm dieſelben vor. Der beſcheidene, ſanftmüthige Corelli beſchämte Händeln einigermaßen dadurch, daß er ihm ganz gelaſſen zur Antwort gab: „Dieſes Tonſtück, mein lieber Sachſe, iſt im franzöſiſchen Geſchmack, und darauf verſtehe ich mich nicht."

Das Tonwerkzeug, worauf ſich Händel

als der größte Künſtler zeigte, war die Orgel; doch hatte er auch auf dem Flügel wenige ſeines Gleichen. Domenico Scarlatti, der damals bei Ottoboni war, galt für den größten Meiſter auf dieſem Saitenſpiele in ganz Italien. Der Hauptprieſter veranſtaltete zwiſchen beiden Künſtlern einen Wettſtreit. Beide gingen ihn mit dem beſten Herzen ein, und kämpften nach Vermögen. In Anſehung des Flügels blieb das Urtheil getheilt, auf der Orgel erklärte Scarlatti aber Händeln ſo ganz unbedingt und laut für ſeinen Meiſter, daß kein Zweifel mehr übrig blieb. Scarlatti geſtand ſelbſt, er habe von ſolchem Orgelſpielen gar keine Vorſtellung gehabt, und pflegte von Stund an, ſo oft er für ſein Orgelſpielen gelobt wurde, ein Kreuz vor der Bruſt zu ſchlagen, und gebückt Händels Nahmen zu nennen! Es iſt eine Ehre für Beide, daß ſie dennoch gute Freunde waren.

Während ſeines Aufenthalts zu Rom be-

ſuchte er auch bisweilen die Hauptprieſter Colonna und Pamphili. Der letztere ſchrieb eine Art Ständchen: il trionfo del tempo, und verſchiedene kleine Gedichte, welche Händel meiſtentheils zum Feierabend, und aus dem Stegereife ſpielte. Eins von dieſen Gedichten war auf Händeln ſelbſt gemacht; er wurde darin dem Orpheus verglichen, und zum Gott erhoben.

Da er ſo mit verſchiedenen Obergeiſtlichen bekannt war, ſo fehlte es ihm nicht an Verſuchungen des Glaubens wegen. Man ſah aber gar bald, daß mit einem Deutſchen in dieſem Stücke nichts anzufangen iſt; denn er erklärte, daß er in dem Glauben, in dem er geboren worden, leben und ſterben wolle.

Von Rom reiſte er nach Neapel, von da nochmals nach Florenz, Rom und Venedig. Dann kehrte er nach einem ſechsjährigen Aufenthalte in Italien, nach Deutſchland zurück. Unterwegs fand er zu Hannover den berühm-

ten Steffani, den er zuvor in Venedig gesehen hatte, und der damahls bei dem Churfürsten von Hannover, nachmaligem König von England, George dem Ersten, Tonmeister war. Eben daselbst fand er auch einen andern Bekannten aus Italien, den Freiherrn von Kielmannseck, der ihn mit so nachdrücklicher Empfehlung an den Hof brachte, daß der Churfürst ihm sogleich jährlich ein tausend fünfhundert Thaler aussetzte. Händel, welcher zu der Zeit große Einladungen nach England erhielt, und überdies versprochen hatte, den Churhof in der Pfalz zu besuchen, sagte dem Freiherrn, daß er zwar die Gnade des Churfürsten zu schätzen wisse; er trüge aber Bedenken, das Anerbieten anzunehmen, weil es ihm die Verbindlichkeit auflegte, in Hannover zu bleiben. Der Freiherr hinterbrachte diese Einwendungen dem Churfürsten, welcher sagen ließ, daß die Annahme des ihm angebotenen Gehaltes ihn von nichts

abhalten ſolle, ſondern daß man ihm ſeine völlige Freiheit laſſe, ein Jahr und mehr abweſend zu ſeyn. Nunmehr nahm Händel den Gehalt mit Dank an. Da Steffani bald hernach ſeine Tonmeiſterſtelle niederlegte, ſo wurde dieſelbe Händeln gegeben. Er reiſte nach Düſſeldorf und nach Halle, wo er ſeine Mutter, die ſeit geraumer Zeit blind war, und ſeinen ehemaligen Lehrmeiſter Zachau, beſuchte.

Von da ging er über Holland nach England, und langte im Winter 1710 zu London an. Die Singſpiele waren damahls eine neue Art von Luſtbarkeit; aber in Anſehung der Dichtkunſt, des Betriebes und der Auszierung ſo abgeſchmackt, daß Addiſon ſich nicht enthalten konnte, im engliſchen Zuſchauer, ſie lächerlich zu machen. Die Töne entlehnte man meiſtentheils von den Italiern, nnd war ſchon zufrieden, wenn nur engliſche Worte daſtanden. Händel gab dieſen Din-

gen nun eine andre Geſtalt. Seine Verdienſte waren auch ſchon vielen Engländern bekannt. Kein Tonkünſtler drang je in den Geiſt der Britten, ſo wie er ein.

Der Adel des Hofes bezeugte groſſes Verlangen, ein Singſpiel von ſeiner Arbeit zu hören, und Händel ſchrieb, in Zeit von vierzehn Tagen, ſeinen Amaldo, zu welchem der Italier Roſſi die Worte gedichtet hatte. Händel hatte nun ein ganzes Jahr in England zugebracht, und hielt es für nöthig, nach Hannover zu gehen. Bei ſeiner Abreiſe erhielt er von der Königinn und vom Adel anſehnliche Geſchenke, und mußte verſprechen, bald wieder nach England zu kommen.

Gegen das Ende des Jahrs 1712 ging er nach England zurück. Bei Gelegenheit des Utrechter Friedens ſetzte er, auf Befehl der Königinn, ein Herr Gott dich loben wir und ein Jubilate, beides über engliſche Worte.

Man drang in ihn, daß er die Leitung des Singſpiels auf dem Haymarket übernehmen ſollte. Die Königinn ſelbſt wendete ihr Anſehen an, ihn dazu zu bewegen, und als ein Zeichen der Achtung ſeiner Verdienſte ſetzte ſie ihm einen Gehalt von zweihundert Pfund auf Lebenszeit aus. Ungeachtet Händel ſich in Hannover verbindlich gemacht hatte, bald wieder zurückzukommen, hielt er ſich doch, bis zum Tode der Königinn, der im Jahre 1714 erfolgte, in England auf, und der Churfürſt von Hannover, als Thronfolger, kam nun ſelbſt nach England.

Händel, dem das Gewiſſen ſchlug, unterſtand ſich nicht, am Hofe zu erſcheinen. Sein Freund, der Freiherr Kielmannseck, nahm ſich indeß ſeiner Sache an, und veranſtaltete für den König eine Luſtfahrt auf dem Waſſer, wozu Händel ein eigenes Tonſpiel ſetzen mußte. Dem Könige gefiel dieſe Ueberraſchung eben ſo ſehr, als das Spiel

ſelbſt, und da er nach dem Verfaſſer deſſelben fragte, ſtellte ihm der Freiherr Händels vor, als einen, der ſeinen Fehltritt erkannt habe. Händel erhielt dadurch die Gnade des Königs wieder. Sein Gehalt ward mit zweihundert Pfund lebenslänglich vermehrt, und als er die jungen Prinzen zu unterrichten bekam, wurden noch zweihundert Pfund hinzugefügt.

Im Jahre 1715 verfertigte er das Singſpiel Amadis, und von dieſer Zeit an, bis 1718 war er beſtändig bei dem Grafen von Burlington. Da Pope ein ſehr vertrauter Freund des Grafen war, trug es ſich oft zu, daß Händel und er zuſammen ſpeißen. Pope, der das feinſte Gehör für den Wohlklang des Verſes hatte, beſaß keins für die Tonkunſt; er geſtand oft, daß die beſten Tondichtungen von Händel ihm nicht mehr Vergnügen machten, als das gemeinſte Gaſſenlied.

Unterdeſſen hatte ihn ſein Freund Arbuth-

net mit Händels hervorragenden Verdienſten bekannt gemacht, daß er ihn alſo in der Folge als einen großen Mann hochſchätzte.

Vom Jahre 1718 bis 1720 hielt ſich Händel die längſte Zeit bei dem Herzoge von Chandois zu Cannons auf; er hat auch in dieſen beiden Jahren von Singſpielen weiter nichts geſetzt, als den Theſeus und Paſtor Fido, weil Buononcini und Attilio, die eigentlichen Tondichter für das Singſpiel waren.

Um dieſe Zeit fiel man darauf, einen Tonkünſtlerverein auf dem Haymarket zu ſtiften, in der Abſicht, daß daſelbſt Händels Singſpiele unter ſeiner Leitung, aufgeführt werden ſollten. Man erwählte den Weg der Unterzeichnung, durch welchen keine geringere Summe als funfzig tauſend Pfund zuſammengebracht wurde.

Der König ſelbſt hatte unterſchrieben, und die Geſellſchaft bekam den Namen einer königlichen Akademie. Händel hatte bei

diesen Unternehmungen die Anhänger des Bononcini und Attilio gegen sich, sie konnten es aber nicht hindern, daß nicht im Jahre 1720 sein neues Singspiel Radamista erschien. Das Haus war bei der ersten Vorstellung so voll, daß viele, von der außerordentlichen Hitze, ohnmächtig wurden, und viele bezahlten für einen Geländerplatz vierzig Schillinge.

Der Streit zwischen Händels und Bononcini's Verehrern ging immer weiter, und der Adel spaltete sich in zwei Seiten. Man verglich sich zuletzt dahin, daß die beiden italischen Tondichter und Händel an einem Singspiele gemeinschaftlich arbeiten und jeder einen Aufzug desselben schreiben sollte. Derjenige nun, der durch die Allgemeinheit der Stimmen die besten Beweise von Geschicklichkeit geben würde, sollte zu dem Besitze des Hauses gelangen. Dieses Singspiel war Mucio Scevola, und Händel setzte den letzten Aufzug. Die Stimmen waren bei der

Auflösung gar nicht mehr gehalte. Händel erhielt also den Vorzug, ward Tondichter dieser Gesellschaft, und unterhielt sie neun Jahre lang mit außerordentlichem Beifalle.

Dies ist unstreitig der glänzendste und glücklichste Zeitabschnitt in dem Leben Händels. Seinen dauern in solcher Gesellschaft Ordnung und Ruhe lange; so brach auch hier eine Uneinigkeit aus, und machte der Sache ein Ende. Die nachtheiligste Mitbewerbung war die zwischen Händel und Bononcini: Ersterer konnte leicht durch die Umstände etwas herrschsüchtig und trotzig, letzterer aber durch seine ganz Person, vortrefflichen Gesang und guten Vortrag, stolz und unbeugsam geworden seyn. Kurz Händel und Bononcini zerfielen so mit einander, daß alle Mühe, die sich der Adel gab, zwei so unentbehrliche Männer wieder zu versöhnen, vergebens war. Ein eben so heftiger Streit entstand zwischen den

beiden Sängerinnen, der Cuzzoni *) und Faustina, so daß endlich diese Gesellschaft auf eine übermüthige Art zerrissen wurde. Ob nun gleich der Tonverein auseinander ging, so verließ doch Händel den Haymarket nicht. Nachdem Seneßino den Abschied erhalten hatte, verlohren sich die Zuhörer, und die Gemeinde ließ ihn empfinden, wie Unrecht er hatte, daß er auf öffentliche Unkosten seinen Zorn hatte befriedigen wollen. Händel schloß damahls mit Heidegger einen Vertrag, daß sie beide die Singspiele fortsetzen wollten. Händel reiste nun nach Italien, um Sänger zu

*) Auch Händel gerieth einst Tages mit der Cuzzoni in Streit, weil sie einen gewissen Gesang (Arie) nicht singen wollte: Oh, Madame, sagte er, je sais bien, que vous êtes une véritable Diablesse; mais je vous ferai savoir moi, que je suis Beelzebub le chef des diables. Hiermit faßte er sie um den Leib und schwur, sie zum Fenster hinauszuwerfen, wenn sie noch ein Wort sagte.

holen, brachte auch einige mit; aber er empfand den Unterschied bald, der zwischen einer Verbindung mit dem Brittischen Hofe, und einer Gesellschaft mit Heidegger war. Der Adel, der sich beleidigt fand, veranstaltete eine neue Unterzeichnung, um gegen ihn, im Schauspielhause in Lincoln's-Inn Fields Singspiele aufzuführen. Porpora und Farinelli waren bei dieser Gesellschaft. Händel erhielt sich drei Jahre lang mit Heidegger, endlich aber sahe er sich genöthigt, den Haymarket seinen Nebenbuhlern zu überlassen. Er machte einen Versuch, sich in dem Hause, das seine Gegner in Lincolns-InnFields verlassen hatten, Zuhörer zu verschaffen; aber dies Vorhaben mislang ihm. Nun führte er in Coventgarden, 1733 im Winter das Singspiel Ariadne auf, indessen das von Porpora gesetzte, das eben diesen Nahmen führte, auf dem Haymarket aufgeführt wurde. Er hatte das Missvergnügen, zu sehen, daß er, wenn

er

er auch der Tondichtung des Porpora die seinige entgegensetzen durfte, dennoch der Stimme des Farinelli nichts entgegensetzen konnte.

Dieses war für ihn desto demüthigender, da er seinen ehemaligen Beifall sich immer allein zugeschrieben, und einen Sänger verachtet hatte, der so sehr befugt war, den Ruhm mit ihm zu theilen. Unterdessen fuhr er so lange hartnäckig fort, bis er sich genöthigt sahe, fast alles, was er hatte, hinzugeben, um sich aus seinen Schulden zu reissen. Dieser unglückliche Ausgang machte einen so starken Eindruck auf ihn, daß er nicht nur seine Gesundheit, sondern auch auf eine Zeitlang seinen Verstand verlohr. Sein rechter Arm wurde durch einen Schlagfluß unbrauchbar gemacht. Er wurde endlich von diesem traurigen Zustande, vornehmlich durch den Gebrauch der Bäder zu Aachen, wieder befreit, und kehrte im Jahre 1735 nach London zurück. Kurz nach seiner Zurückkunft

wurde sein Alexandersfest in Covemgarden aufgeführt und wohlaufgenommen. Unter dieser Zeit war das Singspiel auf dem Haymarket, durch verschiedene Umstände, auch sehr herumtergekommen. Der Lord Middlesex übernahm es endlich, und wandte sich an Händeln, daß er sie mit Tonrichtungen *)

*) Nachträglich hier noch eine Bemerkung. Das Wort Ton, ist wie die stammverwandten Hall, Schall, Laut und Klang urdeutsch und der Sache selbst nachgebildet. Vor Alters hieß es dinan; die schwäbischen Dichter brauchten dönen auch für singen. Das Wort findet sich im Angelsächsischen Englischen, Schwedischen, Holländischen u. s. f. Daher wird Vos nach, daß das Sonett (Klanggedicht) ganz das niedersächsische Dönetken (Tönchen) wäre. Das griechische tonos, die lateinischen sonus, tonus, tonare, tinnire und andre donnern, tönen, tosen, sind Verwandte. — Eben so verkannt werden die ächtdeutschen: Arm, Auge, Insel (von einzeln), klar, Lippe, Nase, Ohr, Plan, predigen (von orgeln, laut reden) und so viele andre.

verſorgen möchte. Händel ſchrieb für den Lord alſo die beiden Singſpiele Faramonda und Alexandro, und erhielt dafür tauſend Pfund.

Da Händel mit ſeinen Singſpielen den ehematigen Beifall nicht mehr fand, ſo fuhr er eine andre Gattung von Schauſpielen ein, die er Oratorien nannte, und die er dem ernſthaften Gemüthe der Engländer für gemäßer hielt. Da der Inhalt dieſer Stücke bibliſch war, ſo hielten es einige für Entheiligung, daß man dergleichen öffentlich aufführen wollte. Ungeachtet ſie nun nicht den Beifall erhielten, den ſie verdienten; ſo fuhr doch Händel damit bis zum Jahre 1741 fort, da die ſchlechte Beſchaffenheit ſeiner Umſtände ihn nöthigte, England zu verlaſſen und in Dublin ſein Glück zu verſuchen.

Das erſte, was er in Dublin that, war, daß er ſeinen Meſſias, zum Beſten der Gefangenen in den Stadtgefängniſſen, aufführte.

Man empfing Händeln in Irland auf eine Art, welche eine große Achtung seiner Verdienste zu erkennen gab. Sein Aufenthalt daselbst, der neun Monate dauerte, brachte ihn in eine beßere Verfaßung, und bei seiner Zurückkunft in London fand er das Volk beßer gegen sich gesinnt, als bei seiner Abreise.

Händel fing nunmehr seine geistlichen Singstücke in Coventgarden, mit allgemeinem Beifall wieder an, und führete den Samson auf. Im Jahre 1743 hatte er wieder einen gichtischen Zufall, und im folgenden Jahre zog er sich den Unwillen einer Frau zu, die alles anwandte, ihn zu stürzen, aber vergebens. Sein Meßias, den man ehemahls so kaltsinnig aufgenommen hatte, ward nun ein Lieblingsstück. Händel führete ihn alle Jahre einmahl zum Beßten des Findlings- (foundels)hauses auf, und ward dadurch eine der wohlthätigsten Stützen dieser nützlichen Anstalt.

Im Jahre 1751 beraubte ihn eine Augenkrankheit, der schwarze Staar, des Gesichts. Er gerieth darüber eine Zeitlang in die tiefste Schwermuth, und konnte nicht ruhen, bis er einige Heilversuche mit sich hatte vornehmen lassen, die eben so fruchtlos als schmerzhaft waren.

Der Ritter Taylor, der sich eben damahls in England befand, und überall Wunder gethan haben wollte, verrichtete diese Arzungen, die wenigstens seinem Beutel zuträglich waren, wenn sie auch Händels Augen nichts halfen. Händel blieb nun bis an seinen Tod blind.

Die Aufführung seiner Singstücke wurde indessen ununterbrochen fortgesetzt. Da es aber nicht möglich war, daß er bei seiner Blindheit, die Aufführung allein hätte besorgen können: so stand ihm Herr Smith bei, und spielte für ihn.

Der Blindheit ungeachtet spielte Händel verschiedne seiner Tonspiele für die Orgel *), die er sich durch vorgängige Übung dem Gedächtnisse eingeprägt hatte. Zuletzt verließ er sich aber lieber auf seine Erfindungskraft als auf sein Erinnerungsvermögen; er gab daher dem Tongerüst (Orchester) blos das Gerippe (Skelett) oder die Wiederholungen (Ritornell's) jedes Satzes an, und spielte alle Alleinsätze aus dem Stegereife, indessen ihm die übrigen Tonwerkzeuge freie Hand ließen, und das Zeichen eines Trillers erwarteten, um die Vollstimmen weiter zu spielen, die sie in den gegebenen Stücken vor sich hatten.

Auch fuhr er fort, Tonspiele und andre

*) Ich halte ihn für den Erfinder der Orgeltonspiele. Vor ihm hielt man die Orgel nur immer für eine beistehende Kraft, nicht aber für eine selbstwirkende.

Stücke zu dichten, wobei ihm Smith zur Hand ging, und ihm die Einſagen (Diktate) niederſchrieb. So hat man dem D. Burney verſichert, daß das Zweiſpiel und der Vollgeſang (Chor) im Judas Maccabäus: Sion now her head shall raise (Zion hebt ihr Haupt empor) von Händeln in ſeiner Blindheit, dem Smith in die Feder geſagt ſey.

Er verlohr bei ſo hohen Jahren und unter ſo niederſchlagenden Umſtänden nicht ſeinen erfinderiſchen Geiſt, den groſen Verſtand und die rege Munterkeit des Gemüths, die er ſtets gezeigt hatte.

In dem oben angeführten Singſtücke wurde er allemahl durch Simſons ähnliche Umſtände ſehr bewegt, ſo oft der rührende Geſang vorkam: Total Eclipse, no Sun, no Moon. (Alles Finſterniß, nicht Sonne, nicht Mond!)

So ſehr Händeln ſein Unglück in der Stille kränken und niederſchlagen konnte, ſo

zeigte es doch bei öffentlichen Gelegenheiten keinen Einfluß auf seine Thätigkeit und Seelenkräfte. Bis an sein Ende spielte er Ton- und Launenspiele zwischen den Theilen seiner Singstücke mit aller Stärke der Gedanken und des Vortrags, durch die er mit Recht so berühmt geworden war. Er zeigte nicht blos in der Verfertigung jenes Allsangs und Zweispiels eine große Geistesfähigkeit, sondern noch acht Tage vor seinem Tode bewieß er, daß seine Einbildungskraft im Launenspiel, eben so reich und feurig war, als sie vor vielen Jahren gewesen.

Außerst rührend war es aber für Leute von Empfindung, wenn man den fast siebzigjährigen blinden Greis zur Orgel und nachher wieder gegen die Zuhörer hinführen sah, um ihnen seine gewöhnliche Verbeugung zu machen.

Vom Oktober 1758 nahm seine Gesundheit merklich ab, und die Lust zu essen, die

sonst sehr stark bei ihm war, verließ ihn gänzlich. Dennoch behielt sein Geist auch in den letzten Tagen seines Lebens, seine völlige Lebhaftigkeit, wie wir dies aus den Gesängen, Chören und andern Tondichtungen erfahren, die, der Zeit der Entstehung nach, als die letzten Töne seiner sterbenden Stimme angesehen werden können.

Am sechsten April 1759 wurde sein letztes Singstück noch in seiner Gegenwart aufgeführt, und am vierzehnten starb er; vier Monate früher als Graun: daß also das Jahr 1759 der Tonkunst zwei große Männer raubte, die beide Deutsche waren.

Die Westmünster-Abtey *) zu London: eine Ehrenhalle (Pantheon) der englischen Könige, Staatsmänner, Feldherrn, Seehelden Weltweisen, Dichter, Gelehrten und Künstler,

*) Ueber dieses merkwürdige Gebäude folgen am Schlusse dieses Abschnitts einige Bemerkungen.

faßt die Gebeine dieses deutschen Tonkünstlers in sich; denn auch Ausländer von seinen Verdiensten werden hier begraben.

Das Denkmal Händels ist daselbst in Marmor errichtet, und nimmt einen ganzen Bogen der Kirche ein. Im Hintergrunde befindet sich eine Orgel, an deren Fuße mehrere Tonwerkzeuge liegen. Über der Orgel spielt ein Engel, in einer Wolke schwebend, auf einer Harfe, unter welchem Händel in Lebensgröße, an die Orgel angelehnt, in einer aufmerksamen und horchenden Stellung, ein Notenbuch und eine Feder in der Hand, steht, als wollte er die Engelstöne niederschreiben. Nie ist ein Ausländer in England so hoch verehrt worden, als dieser Deutsche.

Händels Nahme ist allgefeiert. In Klopstocks Hochgesange: „Wir und Sie," heißt es Vers sechs zum Lobe der Deutschen von den Britten:

Wen haben sie, der kühnes Flugs,
Wie Handel Zaubereien lont?
Das hebt uns über sie.

Nächst dem Denkmahl in der Westmünster-Abtey suchte das englische Volk, im Jahre 1784, mit Einwilligung des Königs, seine Achtung für den Schöpfer seines Geschmacks, und dessen Andenken noch auf eine viel feierlichere Weise, als es durch Stein und Marmor hätte bewerkstelligt werden können, zu erneuern.

Es feierte sein Jubelfest durch viertägige Aufführung seiner Werke, und zwar der geistlichen, in der Abtey bei seinem Grabe, und der Kammer- und bühnlichen Werke im Pantheon, durch den Verein von fünfhundert Tonkünstlern, an deren Spitze zwei deutsche, die Mara als Sängerinn, und Cramer als Tonspielmeister standen. Diejenigen, die bei dieser Jubelfeier umsonst mitgespielt hatten, erhielten eine Denkmünze mit Händels Bildniß.

Im folgenden Jahre 1785 wurde diese Feier von einer Gesellschaft von sechs hundert und sieben, im Jahre 1786 von vier hundert und zwei und zwanzig, und 1787 von achthundert Tonkünstlern wiederholt. Im letzten Jahre suchte man auch zu Dublin auf gleiche Weise sein Andenken zu erneuern. In Berlin führte Hiller Händels Messias in der Domkirche an der Spitze zweier Königl. Tonkünstlergesellschaften (Kapellen), in allem mit dreihundert Tonkünstlern auf.

Dasselbe that Hiller 1787 zu Leipzig zweimal in der Paulinerkirche, einmahl bei Tage, und das zweite Mahl bei Erleuchtung mit mehr als hundert Tonkünstlern, mit vielem Beifalle.

Sowol von diesen beiden Aufführungen als von der zu Berlin, sind Nachrichten durch den Druck bekannt gemacht worden, die nicht unwichtig sind für die Kunst- und Tongeschichte. Mein seel. Vater, der sowol für sich, als

mit Hülfe der unter ihm stehenden Singeschüler (Chors), Hillern bei jener glänzenden Aufführung zu Berlin unterstützte, besaß auch dergleichen Nachrichten, die er von dem würdigen Hiller eigenhändig erhalten.

Seine Werke findet man sämmtlich in vielen Büchern aufgezeichnet, im Walther, im Gerbert, im Mattheson und andern Schriften.

Kein Tondichter ist der einmahl angenommenen Art und Kunst so treu geblieben, und hat seinen Ton so wenig geändert, als Händel. Durch seine einzig wohllautigen Behandlungen erhalten seine Dichtungen eine gewisse Würde und Erhabenheit, die ihnen mehrentheils das Übergewicht über manches andern Tonsetzers lieblichere Schöpfungen gab. Alexanders Fest von Dryden hat seinen Ruhm verewigt. Dies Stück wird alle Jahre noch am Cäcilientage mit immerwachsendem Beifalle aufgeführt. Es ist einfach, erhaben und reich an Geisteszügen. Händel hat den

Schwung des kräftigen Dryden so erreicht, daß es seitdem kein Künstler wieder wagte, diesen Meistergesang auf Töne zu bringen.

Als Orgelspieler war er zu allen Zeiten und an allen Orten so berühmt, daß als Mattheson einst zu Halberstadt auf der Schloßorgel spielte, der Orgeler, der ihn nicht kannte, voll Verwunderung ausrief: Mein Herr, Sie sind entweder ein Schwarzkünstler, oder Händel, denn von dem hat man mir gesagt, daß er lauter Hexerey auf der Orgel treibt. Händel war zum Orgelspieler gebaut. Er war ein Mann von ungewöhnlichen Leibeskräften, groß, etwas untersetzt und stämmig; einer der stärksten Esser in London und in seinem Leben nie krank. Mit einem solchen Körper konnte ein solcher Geist Thaten thun! Er spielte z. B. stundenlang mit allem Kraftaufwand auf der Koppel, ohne sich über Müdigkeit zu beklagen. Kurz, Händel ist einer

der ausgezeichnetesten Geister, die jemahls gelebt haben! —

Von der erwähnten berühmten Westmünster-Abtey in London theile ich noch folgendes mit:

Sie ist vielleicht das größte Stück der Gothischen Baukunst. Ihre prächtigen Pfeiler, die Kühnheit ihrer Bogen, ihre ungeheure Größe, Zierrathen und Abtheilungen, machen diese Kirche zu einem der außerordentlichsten Gebäude der Welt.

Nirgends sieht man eine solche Menge herrlicher Denkmähler an einem Orte beisammen, so daß in wenig Jahren kein Platz für neue seyn wird. Es sind Britanniens Gefilde der Seligen, wo man jeder Gattung von Vortrefflichkeit aus dem Schattenreiche ihre Stelle angewiesen hat. Kein Ort ist fähiger, Ehrfurcht einzuflößen, als dieser. Der Bücherkenner ist hier gleichsam in seinem Vaterlande. Allenthalben, wo er hinblickt, sieht er bekann-

te, verehrungswürdige Namen, durch den Marmor verewigt, die ihn mit heiligem Schauer erfüllen. Das Denkmal des großen Newton ist vortrefflich, es prangt mit der Inschrift: Die Sterblichen freuen sich, daß eine solche Zierde des menschlichen Geschlechts gelebt hat. Die lateinische Grabschrift erhielt den Vorzug vor der englischen, die Pope gemacht hatte, und die zwar etwas übertrieben, doch dichterisch und außerordentlich schön lautet:

All nature and her laws lay hid in night,
God said: Let Newton be! and all was light.

Die ganze Natur und ihre Gesetze lagen in Nacht gehüllt; Gott sagte: laß Newton werden! und alles ward Licht!

Händels Denkmahl ist das kunstreichste in der ganzen Kirche. Das des unsterblichen Shakespeare hat zur Inschrift nichts, als die schöne Stelle aus seinem Schauspiele, der Sturm genannt:

„Die

„Die wolkendrohenden Thürme, die
„prächtigen Paläste, die feierlichen Tem-
„pel, selbst der große Erdball, ja alles,
„was irdisch ist, wird vergehen, und wie
„grundlose Gebäude eines Gesichtes, auch
„nicht eine Trümmer zurück lassen."

Des Fabeldichter Gay's Denkmahl ziert die von ihm selbst verfertigte Aufschrift:

Life is a jest and all things show it;
I thought so once, but now I know it.

„Das Leben ist ein Scherz, wie alle Dinge zeigen; ehemals dachte ich so, jetzt aber weiß ich es."

Viele Könige haben hier auch prächtige Ehrenmahle, worunter sich besonders die von Heinrich dem Siebenten und Heinrich dem Achten auszeichnen. So sind hier Denkmähler des Ruhms und der Kunst mit sinnreichen Inschriften gepaart, die ein herrliches Ganzes bilden. Unter der Verwaltung der Königinn Anna setzte die Sprechgemeinde (Parlement)

jährlich viertausend Pfund Sterling aus, um dieſe Prachtkirche zu unterhalten.

Heidemann.

Zu Stettin lebt jetzt ein blinder Tonkünſtler, Namens Heidemann, der Sohn eines Schiffers, geboren zu Schlawe in Hinterpommern, den vier und zwanzigſten November 1782. Als er vier Jahr alt war, bekam er die Blattern ſo ſtark, daß er darüber ſein Geſicht einbüßte. Nichts deſtoweniger hat er ſich aber mit glücklichem Erfolge mit der Tonkunſt abgegeben, und darin einen kleinen Erſatz gegen ſein Unglück gefunden. Er ſpielt gut die Geige; hat auch eine ziemliche Fertigkeit auf der Flöte erlangt. Vor ungefähr ſieben Jahren äußerte er gegen den Tonlehrer Schnick zu Stettin den Wunſch, daß er wol das Orgelſpielen erlernen möchte. Ein vielſagender Wunſch eines blinden Mannes von

ſeinen Jahren! Selnick ertheilte ihm dieſen Unterricht, und ſein blinder Schüler kam bald darin ſehr weit. Jetzt ſpielt er nun bereits ſein vier Jahren in der Beſatzungskirche, und in der Kirche auf der Laſſadie die Orgel, welches er aber, indem die Feinde beide Kirchen eingenommen, ſeit zwei Jahren hat unterlaſſen müßen. Dafür hat er nun in der daßigen Schloßkirche die Zeit über zuweilen geſpielt, für den Orgelſpieler und Tonvorſteher Haak.

Helmbrecht.

Chriſtoph Friedrich Franz Helmbrecht iſt der Name des blinden Orgelſpielers Wend zu Berlin; indem der Oberſtwachtmeiſter (Major) Wend nur ſein Stiefvater iſt. Es ſind daher manche Unrichtigkeiten entſtanden, wenn man ſich unter Wend und Helmbrecht zwei verſchiedne Männer dachte. So führt z. B. der Herr von Baczko in ſeinem Werke:

über mich und meine Unglücksgefährten, die Blinden, erst eine Nachricht von einem Organisten Helmbrecht, alsdann aber eine andre von Wenz an. Da aber der Name Wenz der allgemein bekannte Name geworden ist, und er in Berlin auch beständig so genannt wird: führe ich auch meine Nachrichten über ihn, unter diesem Namen auf.

Der blinde Dorfsänger Henze.

Zu Brachstädt bei Halle, starb 1794 ein blindgeborner Mann, im funfzigsten Jahre, Johann Christian Henze, eines Schneiders und Kossäthen Sohn, der sich durch Geschicklichkeit in der ganzen Gegend auszeichnete. Er verfertigte Vogelbauer, schnitt Hölzer auf dem Rittergutshofe daselbst, baute und band Fässer und Tonnen. Hätte er gehörigen Unterricht in der Tonkunst bekommen, so würde er es weit gebracht haben, da er viel natür-

liche Anlage dazu und besonders ein gutes Gehör, schon in seiner Jugend zeigte. Er sang schön, und wußte alle Kirchenweisen auswendig. Bei den Leichenbegängnissen war er ein nothwendiger Mann, da ihm alle Sterbelieder bekannt waren. Bei den sogenannten Marter- (Passions-) Aufführungen übernahm er im Reigen der Sänger die schweren Stellen. Er fand sich ohne Führer im ganzen Dorfe herum, kannte die Nachbarn und Freunde an ihrem Gange; hielt am Neujahrstage seinen Umgang, und konnte eine Menge passender Gesänge und Lieder fürs neue Jahr. An den Gräbern sang er oft allein mit seiner guten tiefen Mittel(Tenor)stimme, welches sich vortrefflich ausnahm. Wie weit hätte es der Mann durch Unterricht und Eifer bringen können, der selbst auf seinem Todtenbette, zum Seelsorger, der ihn besuchte, sagte, daß er es bedaure, das gute Ingenium, wie er sich ausdrückte, welches ihm Gott verliehen, nicht besser benutzt zu haben.

Hering.

In Berlin lebte im Jahre 1761 ein blinder Tonkünstler Hering, dessen sich mancher Berliner noch zu erinnern weiß. Ungeachtet der emsigsten Nachforschungen kann ich indessen doch keine nähere Kunde über ihn geben.

Hertel.

Johann Christian Hertel war 1699 zu Cannstatt, einer Stadt in Schwaben, geboren, wo sein Vater Tonmeister war. Da dieser aber den Hof verließ, und in Merseburgsche Dienste trat, so ward der Knabe in Merseburg erzogen.

Seine Eltern ließen deshalb nichts an einer guten Erziehung mangeln, um so mehr, da er ihr einziger Sohn war. Sein Vater hielt ihn besonders zu den Wissenschaften an, und wollte durchaus nicht, daß er jemahls

die Tonkunst zu seinem Hauptwerke machen sollte; allein er hatte von Natur eine so starke Lust dazu, daß er nicht eher aufhörte, seinen Vater zu bitten, als bis er ihm etwas auf der Beingeige (Viole de Gambe) zeigte. Es sollte zwar dies blos eine Aufmunterung zum wissenschaftlichen Forschen seyn; allein eben dieses reizte seine große Neigung zur Tonkunst noch mehr, so daß ihn sein Vater mit unter die Zahl der Ton(Kapell)knaben nehmen und ihm die Singekunst lehren mußte. Um ihn dazu zu bewegen, bediente sich der Knabe einer kleinen List. Er stellte sich nehmlich, als wäre er vollkommen entschlossen, sich den Wissenschaften zu widmen, und wolle nur deswegen mit in dem Tonvereine (Kapelle) singen, um die Unterstützungen und Stiftungsgelder auf der Hochschule zu genießen, die den Tonknaben an den Sächsischen Höfen zu Theil werden, wenn sie nicht mehr singen können, und entweder die hohe Schule

beziehen, oder etwas andres lernen wollen. Im Grunde aber war dieſes ſeine geringſte Abſicht, da er vielmehr nur dadurch ſich in der Tonkunſt vollkommner zu machen ſuchte, um ſeinen Vater mit der Zeit zu bewegen, daß er ſeine Gedanken ändern und ihn einzig und allein bei ſeinem Lieblingsfache laſſen möchte.

Ob er nun gleich im Singen und auf der Beingeige ungemein zunahm, ſo daß er ſich noch als ein Kind, oft in dem Herzogl. Tonſpiele hören laſſen mußte; ſo konnte er doch nicht ſo viel von ſeinem Vater erhalten, daß er ihn ſeinem Verlangen gemäß, auch auf der Geige und dem Klaviere unterrichten ließ. Er fing daher an, die Geige für ſich zu üben, entweder an einem abgelegenen Orte im Hauſe, oder auf den Stuben ſeiner guten Freunde und Spielgefährten, aus Furcht, daß es ſein Vater hören möchte, weil er ihm mehr als einmahl die Geige zerſchlagen

hatte. Wegen des Klaviers aber wandte er sich an den Hoforgeler Kaufmann. Dieser brachte ihn, in Betracht der Freundschaft, die er mit seinem Vater pflog, in kurzer Zeit, und unter der Hand so weit, daß er nicht nur begleiten konnte, sondern auch schon allerhand kleine Stücke zu setzen anfing.

Hinter diese geheime Uebung kam endlich sein Vater, der, um ihm alle Gelegenheit dazu abzuschneiden, beschloß, ihn im Jahre 1716, in seinem siebzehnten Jahre nach Halle auf die hohe Schule zu schicken. Allein, anstatt der Tonkunst zu entsagen, und sich einzig und allein auf die Wissenschaften zu legen, wandte er seine Zeit und die Freiheit, die ihm dies Leben gab, hauptsächlich nur dazu an, sich in der Tonkunst noch zu vervollkommnen. Er ging öfters nach Leipzig, um des daselbst lebenden, berühmten Kühnau's Freundschaft zu gewinnen, und sich seinen Rath in diesem und jenem Theile der Kunst zu Nutze

zu machen. Nach Verlauf eines Jahres be-
ſuchte er ſeine Altern. Als einmahl ſeines Va-
ters Geige, nebſt den Corelliſchen Klangſtük-
ken auf dem Tiſche lag, nahm er ſie, und ſpiel-
te ein Stück mit ſolcher Fertigkeit, daß ſein
Vater, voll Bewunderung und Freude, zu
ihm ſagte: Sieh, hier ſchenke ich dir meine
Geige, weil du doch ein Tonkünſtler werden
willſt. Dies war ihm das gröſte Geſchenk,
da er mit demſelben ſeines Vaters vollkomm-
ne Einwilligung bekam, die Tonkunſt zu ſei-
nem Hauptſache zu machen. Von der Zeit
an unterrichtete ihn ſein Vater ſelbſt in der
Setzkunſt, und der Herzog beſchloß, ihn auf
Reiſen zu ſchicken. Man ließ ihm die Wahl
entweder nach Frankreich zu den beiden be-
rühmten Beingeigern Marais und Forcroix,
oder nach Darmſtadt zu reiſen. Weil ihn
aber ſeine Altern das erſtemahl nicht ſo weit
von ſich laſſen wollten, ſo erwählte er lieber
das letzte, und reiſte 1717 nach Darmſtadt.

Er brachte ein eigenhändiges Schreiben von seiner Durchlaucht. Herrschaft in Merseburg an den damaligen Kriegsbevollmächtigten (kommißar), nachherigen Kriegsrath Hesse mit, der ihn deswegen sogleich sehr wohl aufnahm, ihm ein Zimmer in seinem Hause einräumte, und, in Betracht der Herzogl. Empfehlung, ihm Unterricht zu geben versprach, da er sonst, weder vor noch nach ihm, einen Schüler hat annehmen wollen.

Er fand an dem Hesse einen großen Tonkünstler und einen sehr artigen, gefälligen Mann, und machte hier mit den beiden Tonmeistern, Graupner und Grünewald, ingleichen mit dem Tonspielmeister Simoncetti Bekanntschaft. Durch die besondre Zuneigung, die Simoncetti für ihn hatte, bekam er nicht nur die Erlaubniß, in dem damaligen Singspiele die Geige zu spielen, sondern es wurde ihm auch die zweite Stelle nach dem Tonspielmeister mit einem ansehnlichen Gehalte ange-

tragen, welche er aber ausschlug, um nicht die Verbindlichkeit aus den Augen zu setzen, die er seiner Herrschaft schuldig zu seyn glaubte.

Als man sich, nach Verlauf eines Jahres, von Merseburg aus bei Heßen erkundigte, ob sein Schüler auch fleißig wäre, so gab jener zur Antwort: Er hätte gedacht, als er in Frankreich lernte, daß er sehr fleißig sey, wenn er sich täglich acht Stunden übte; allein sein jetziger Schüler übte sich Tag und Nacht. Man möchte ihn nur lieber nach Hause nehmen, sonst spielte er sich ungesund; er hoffte übrigens, Ehre mit ihm einzulegen. Hertel bekam hierauf Befehl, wieder nach Merseburg zurückzukommen.

Auf seiner Durchreise durch Eisenach ließ er sich vor dem Herzog Johann Wilhelm hören; der ihm seine Dienste anbot. Der Herzog von Eisenach hatte den berühmten Pantaleon Hebenstreit*), als dieser 1706 aus Frank-

*) Erfinder des Pantaleon, einer größern Art

reich zurückgekommen war, zum Hofkondichter und Vorſteher des Tonvereins angenommen, und ihm die Anlegung einer Tongeſellſchaft aufgetragen. In kurzer Zeit hatte Hebenſtreit ein gutes Tonſpiel zuſammengebracht, in welchem er den genauen und gleichförmigen Vortrag ausführte, der dem franzöſiſchen Spiel eigen iſt. Er führte ſelbſt mit der Geige an. Hertel glaubte es hier eher zur Vollkommenheit zu bringen, und nahm folglich das ihm geſchehene Anerbieten in ſo weit an, daß er noch zu Hauſe in Merſeburg ſehen wollte, ob er ſich von ſeiner Verbindlichkeit losmachen könnte.

Hackebrett, eines jetzt nicht mehr üblichen Saiteninſtruments. Er war der ſtarkſte Geiger ſeiner Zeit. 1708 trat er in Königl. Pohl. Dienſte als Kammertonkünſtler mit einem Gehalte von zwei tauſend Thalern. Als er ſich einſt zu Wien hören ließ, wurde ihm auf Befehl des Kaiſers eine goldne Kette, woran des Kaiſers Bildniß befindlich, umgehangt.

Man schickte ihn hier weiter auf Reisen, um ihn sodann in Merseburgische Dienste zu nehmen. Unser Hertel war damit wohl zufrieden, bat sich aber aus, daß er jetzt eine Reise auf seine Kosten thun dürfe.

Nachdem er die Höfe Weissenfels, Zerbst und Köthen besucht hatte, kam er 1719 nach Dresden. Er hörte hier viel Schönes in seiner Kunst, machte auch mit groß n Tonkünstlern Bekanntschaft.

Als er nach Eisenach zurückkam, ward er sogleich zum Kammertonkünstler angenommen, und bekam die zweite Stelle bei der Geige.

Jetzt trieb er mit großem Eifer die Setzkunst. Er besuchte zu diesem Ende den Tonmeister Stölzel in Gotha fleißig. 1723 that er eine Reise nach Anspach, und ließ sich daselbst vor dem Markgrafen, bei Gelegenheit der Huldigung, hören. Im Jahre 1725 wurde er nach Kassel verschrieben, um sich vor dem Landgrafen auf der Beingeige

hören zu lassen. Es geschahen ihm vortheilhafte Vorschläge, allein weil er einen sehr gnädigen Herrn in Eisenach hatte, und von seinen Anverwandten, in einem daselbst angesehenen Hause, in das er geheirathet hatte, sehr geliebt wurde: konnte er sich nicht entschließen, die Eisenachschen Dienste zu verlassen.

1726 wurde er zu dem großen Trauertonspiele nach Weimar verschrieben, das der damahlige Herzog Ernst August auf den Tod seiner Gemahlin aufführen ließ.

Die Dresdner Tongesellschaft hatte einen zu starken Eindruck auf ihn gemacht, als daß er sie nicht noch einmahl zu hören, hätte wünschen sollen. Er beschloß also von Weimar aus, eine Reise dahin zu thun, und nahm seinen Weg durch Leipzig, wo unterdessen sein Gönner Kühnau gestorben war. Er hatte indessen das Vergnügen, seinen Nachfolger, den Tonmeister Bach kennen zu lernen.

Von Leipzig ging er nach Merſeburg, wo er den nachmaligen Tonſpielmeiſter Graun kennen lernte, und ſein Freund ward. Von da reiſte er nach Dresden, um daſelbſt ein paar neue Singſpiele zu hören. Um dieſe Zeit ſtarb der Herzog von Eiſenach, und ſein Nachfolger Wilhelm Heinrich beſtätigte ihn und die ſämmtlichen Tongenoſſen in ihren Dienſten.

Während der Trauer reiſte er nach Holland. In Amſterdam gab er ſechs Geigenklangſtücke heraus. Kurz nach ſeiner Zurückkunft hatte er das Vergnügen, daß ihn Graun in Eiſenach beſuchte, da derſelbe unter der Zeit den Merſeburgſchen Hof verlaſſen, und ſich in die Dienſte des Fürſten von Waldeck begeben, dieſelben aber gleichfalls bald wieder verlaſſen hatte, und nun nach Ruppin ging, um in die Dienſte des Kronprinzen, nachherigen Königs von Preuſſen, zu treten.

Nicht lange hernach lud ihn Graun nach

Rup-

Ruppin ein, um ſich vor dem Kronprinzen von Preußen hören zu laſſen.

Er reiſte daher 1732 dahin, und hatte die Ehre, einigemahl vor dieſem großen Tonkenner zu ſpielen. Er lernte bei dieſer Gelegenheit Franz Benda kennen, und erwarb ſich deſſen Freundſchaft. Auf der Rückreiſe beſuchte er den Anhalt-Zerbſtiſchen Hof.

Um dieſe Zeit ließ ihn der Fürſt Günther von Schwarzburg-Sondershauſen verſchreiben. Er reiſte hin, fand an demſelben einen großen Liebhaber und Kenner der Tonkunſt, und verband ſich bei ihm dazu, daß er alle Jahre einmahl nach Sondershauſen kommen, und von Zeit zu Zeit, Stücke von ſeiner Hand einſchicken wollte.

1735 that Hertel eine Reiſe nach Braunſchweig, und hörte daſelbſt 3 Singſpiele, eins von Telemann, eins von Händel, eins von Graun.

Als 1737 der Tonmeiſter Birkenſtock, der an Telemanns Stelle gekommen war, mit

Tode abging, ließ der Herzog unſerm Hertel die Wahl, ob er ſich dem Kirchentone unterziehen, oder blos dem Kammerſpiele vorſtehen wollte. Hertel wählte das letztere, und ward daher der Tongeſellſchaft als Tonſpielmeiſter vorgeſtellt.

Im J. 1739 ließ ihn der Graf v. Solms zu ſich nach Laubach kommen. Weil eben zu der Zeit der Erbſtatthalter von Holland, Prinz von Oranien, in der Wetterau war, um von den 3 geerbten Fürſtenthümern Naſſau-Siegen, Dietz und Dillenburg, Beſitz zu nehmen, und Hertel gehört hatte, daß deſſen Gemahlin eine ſehr große Tonkennerin wäre, ſo reiſte er vollends nach Dillenburg. Er bewunderte dieſe Fürſtin im Geſang und im Taſtenſpiele; ſie gab ihm verſchiedene Sätze zu Fugen ſelbſt auf, die er aus dem Stegereife auf ſeinem Tonwerkzeuge ausführen mußte. Er nahm aber die Vorſchläge dieſes Hofes nicht an.

Im folgenden Jahre ward er als Tonmeiſter nach Meinungen berufen, doch nahm er auch dieſen Vorſchlag nicht an.

1742 ſtarb der letzte Herzog von Eiſenach, Wilhelm Heinrich, und die ganze Tongeſellſchaft daſelbſt ward von ſeinem Nachfolger ihrer Dienſte entlaſſen. Hertel reiſte über Gotha, Cöthen und Zerbſt nach Berlin.

Hier hörte er die ſchönen Singſpiele Cleopatra von Graun, und la clemenza di Tito von Haſſe. Eben ſo ſprach er ſeine Freunde Graun, Benda und Quanz. Benda empfahl ihn am Mecklenburg-Strelitziſchen Hofe, wo er bekannt war. Hertel reiſte nach Strelitz und erhielt die Tonſpielmeiſterſtelle mit eben dem Gehalte, den er in Eiſenach gehabt hatte.

Auch hier war er immer ſehr fleißig; ſetzte eine unglaubliche Menge vollſtimmiger Tonſtücke (Symphonien), Einleitungen (Ou-

vertüren), Dreiſpiele, Tonſpiele und Klangſtücke für die Geige und Beingeige.

Im J. 1748 ließ er ſich noch am Hofe zu Schwerin hören. Es war dies aber auch die letzte Reiſe, die er als Tonkünſtler machte: denn er bekam um dieſe Zeit einen Schaden am Geſicht, der ſo zunahm, daß man in kurzer Zeit die Vorboten des grauen Staars gewahr wurde. Er ward eine geraume Zeit faſt gänzlich blind, und konnte folglich keine Dienſte thun, außer, daß er bisweilen in ſein Tonzeug ſeine Empfindungen ergoß, worin es ihm, ſeiner traurigſten Umſtände ungeachtet, ganz beſonders, ja noch beſſer als zuvor, zu gelingen pflegte. Er trug übrigens ſein Leid mit der größten Geduld und Gelaſſenheit. Als der Staar endlich zur Reife gekommen war, ließ er von dem Augenarzt Hutterus den Stich machen; allein obgleich dieſer glücklich von ſtatten gegangen war, ſo ging es doch mit der Geneſung ſehr langſam, indem er über-

haupt ſchwacher Natur und von jeher kränklich geweſen war. Indeſſen wurde doch ſein Geſicht dadurch in ſo weit wiederhergeſtellt, daß er wieder ziemlich ſehen lernte, ſo daß er die Farben der Blumen unterſchied.

Als 1753 der Herzog von Mecklenburg-Strelitz Adolph Friedrich III. ſtarb, wurde zwar die Tongeſellſchaft ihrer Dienſte entlaſſen, aber dem blinden Tonſpielmeiſter ein anſehnlicher Gnadengehalt lebenslänglich ausgeſetzt. Durch dieſe Gnade wurde der Mann zwar ſehr aufgerichtet, er hatte aber den Schmerz, daß ſeine beiden Söhne, und ſein Eidam, die bisher zu ſeinem Troſte und Vergnügen, an eben dem Tonvereine, angeſtellt geweſen, ſich von ihm trennen mußten.

Von dieſer Zeit an wurde Hertel immer kränker und ſchwächer, bis er endlich, nach einer ſchmerzhaften Krankheit, die ſeinen ſiechen Körper ein ganzes Jahr lang quälte, im Jahre 1754 im Oktober gelaſſen und freudig ſtarb.

Die hinterlassene Witwe behielt nach seinem Tode die Hälfte des ihm ausgesetzten Gnadengehaltes.

Da diese Lebensbeschreibung eigentlich von seinem Sohne, dem Herrn Hofrath Hertel herrührt, so mögen dessen eigene Worte, womit er sie beschließt, auch hier den Schluß machen. „Von seinem Charakter, sagt er, könnte ich viel Gutes sagen, wenn ich nicht fürchtete, die Bescheidenheit zu beleidigen; allein den rechtschaffensten Mann, den wahren Christen, dessen Religion mehr im Herzen, als im Munde wohnte, den eifrigsten Kunstverwandten, den liebsten Freund, den besten Vater beweint mein Auge noch oft bei sich gelassenen Stunden."

Homer.

Der allgepriesene griechische Sänger, der älteste Dichter, dessen Gesänge auf uns ge-

kommen ſind, der Vater der Dichtkunſt,

von dem, wie aus ewigem Urquell
Sich der Dichtenden Mund nezt mit vieriſchem Trank; (Ovid.)

der Mann, welcher, wie ihn Horaz beſchreibt, nichts Unſchickliches wagt. Er lebte ungefähr tauſend Jahre vor dem Anfang der chriſtlichen Zeitrechnung, zwei hundert und funfzig Jahre ſpäter als der trojiſche Krieg, den er beſungen hat. Seine Geburtsſtadt iſt ungewiß. Sieben Städte ſtritten ſich um die Ehre, ihn geboren zu haben. Es waren nach einem alten Sechsfüßler beim Gellius:

Smyrna, Rhodos, Kolophon, Salamin, Chios, Argos, Athänä.

Aller Wahrſcheinlichkeit nach iſt er ein Jonier, aus Kleinaſien, und vermuthlich nicht von ganz geringer Herkunft geweſen. Ein reicher Kaufmann Mentes ſchenkte ihm ſeine Gunſt, und nahm ihn mit auf ſein Schiff. Mit ihm durchreiſte er ganz Griechenland, Kleinaſien,

das Mittelmeer und Ägypten, und sammelte sich vortreffliche Erdkenntnisse. Als sie, so lautet die alte Sage, zu Ithaka landeten, bekam Homer einen Fluß in die Augen. Sein Gönner ließ ihn daher bei einem gewissen Mentor, und ging nach Leukas. Bei seiner Zurückkunft fand er den Homer wieder gesund. Sie gingen abermahls zu Schiffe, besuchten die Küsten des Peloponnes, und kamen nach Kolophon, wo der Sänger gänzlich erblindete, und anstatt seines eigentlichen Nahmens Melesigenes, den Nahmen Homer, von ὁμηρος, der Blinde, erhalten haben soll *). Dieser Zu-

*) Einige meinen, er habe den Nahmen Homer daher, weil er kinderlos war. Andre, weil er einmahl als Geisel diente. Die unbekannteste und sonderbarste Meinung bringt endlich der Jesuitenschüler (Jesuit) Visciola († 1629) zu Modena, an den Tag, wenn er sagt: Homer habe viel dicke Haare auf der einen Hüfte gehabt, und deswegen hätten diejenigen, die ihn nicht mit seinem rechten Nahmen Melesigenes nannten,

fall bewog ihn nach Smyrna zurückzugehen. Hier vollendete er seine Ilias, zu welcher er schon vor seiner Reise, den Anfang gemacht hatte. Von Smyrna ging er, nachdem ihm zu Cumä und Phocäa verschiedene Abstichen waren vereitelt worden, nach Chios, verheirathete sich daselbst und verfertigte seine Odyssee. Beide Gedichte sind Meisterstücke, und als Heldengedichte betrachtet, unnachahmlich. Die Ilias enthält die Gefechte der Griechen und Barbarn um Ilion (Troja), wegen der vom Paris entführten Helena, vornemlich aber die Heldenkraft, welche Achilleus in diesem Kriege bewiesen hat. Die

---

ihn gleichsam hinzeigend, — ὁμηρος genannt; aus diesem ist hernach ein Wort, als Eigenname, Ὁμηρος, Homeros, entstanden, als wenn dies sein Nahme gewesen wäre. Hat ihn doch ein Wurzelgraber — kein Wortforscher! — vom hebr. amar, sagen, ableiten wollen: Omer, ein Sprecher, Dichter!

Odyssee besingt die nach dem trojischen Kriege erfolgte Zurückreise des Ulysses in sein Vaterland, sein langes Umherirren auf dieser Reise, die ihm begegneten Abentheuer, und die an den Feinden seines Hauses von ihm vollzogene Strafe. Man sieht schon aus dieser kurzen Anzeige, daß Homer in der Ilias die körperliche Kraft, in der Odyssee aber die Vorzüge der Seele dargestellt habe. In diesen Gedichten findet man alle Arten dichterischer Schönheiten mit dem feinsten Geschmack angebracht. Homers Schreibart ist prächtig und dabei deutlich. Seine Gedanken sind erhaben; seine Verse unvergleichlich; seine Beschreibungen genau und richtig, und seine Bilder gleichsam redend. In den Schilderungen der Herzen ist er ein unerreichbares Muster, und man kann sich an ihm nicht satt lesen. Alcibiades gab einem Redner eine Maulschelle, weil er in seiner Schule den Homer nicht hatte. Alexander der Große,

achtete ihn so hoch, daß er ihn, nebst seinem Schwerte, unter sein Kopfkissen; die Ilias aber in das kostbare Kästchen des Darius legte, und sagte: Es sei billig, daß das vollkommenste Werk des menschlichen Verstandes in dem kostbarsten Kästchen der Welt, liege.

Die übrigen Lebensumstände des Homer sind unbekannt. In seinem neunten Jahre reise er von Smyrna nach Samos, von dort nach Jos. Von hier wollte er nach Athen gehen, fiel aber in eine Krankheit, an der er starb.

Es ist wahrscheinlich, daß er bei Verfertigung seiner Gesänge etwas Größeres beabsichtigt habe, als seinen Dichtergeist zu zeigen. Man erkennt auch an ihm deutlich, wie an den Ossian, das Gepräge eines Barden. Er hat nichts von dem vorsichtigen Wesen eines gelernten Künstlers: er singt nicht, weil er ein Liebhaber der Dichtkunst ist: sondern weil er einen göttlichen Beruf dazu fühlt,

Thaten, die noch im frischen Andenken wa-
ren, in dem Gedächtniße des Volks zu er-
halten.

Daß schon ältere Werke der Dichtkunst vor ihm vorhanden gewesen, nach denen er sein Muster genommen, kann man nirgends merken; so sehr fließt bei ihm der volle Strom aus seiner eigenen Quelle, ohne Spur einer künstlichen Verarbeitung. Homer sang seine göttlichen Gedichte ab. Ob dies nun gleich mehr tönende Sprechung (Declamation), als wirklicher Gesang gewesen seyn mag; so ist es doch schon ein klarer Beweis, wie tief es die Griechen fühlten, daß Dicht- und Tonkunst verbunden seyn sollten! Die Gesänge des Alkäos, Pindar, des Musäos, des Anakreon und der Sappho, wurden nicht bloß gelesen, wie Manche gewöhnt haben, sondern sie wurden abgesungen und mit der Leier begleitet. Es ist der Mühe werth, hier Be-

dern (Weltgeschichte 1r Th.) Aufschluß darüber mitzutheilen:

Homer sang zur Lyra, die freylich damals noch nicht am vollkommensten war, die erhabenen Erzählungen, die der Tonkunst einen Inhalt gaben, und von ihr wiederum einen Reiz des Wohlklanges entlehnten. Damahls sangen Siegesdichter, desgleichen die südlichen Länder, den Nordbewohnern zur Verwunderung, noch jetzt aufhalten, ihre schön erfundenen Erzählungen zum Klang des Saitenspiels und lieben diese Kunst, herumziehend vor versammelten Haufen, hören am gewöhnlichsten aber vor schmausenden Zechern. Bewunderung und reicher Lohn ward ihnen dafür, und aus den glänzenden Augen der Zuhörer erblickt ihre schmachtende Begeisterung immer neuen Schwung. So hat man sich das Geschäft eines Orpheus und Homer zu denken. Von dem Orpheus haben wir nichts mehr übrig, aber die Ho-

merischen Werke lassen uns den klarsten Blick in die Gesangweise jener frühern Barden thun. Manchen findet es freilich unbegreiflich, wie man vor der Gemeinmachung der Schreibkunst solche Massen von Versen wörtlich im Gedächtnisse habe festhalten können; allein erstlich geben noch heut zu Tage die Italier und hochherzigen Spanier häufige Beweise der Überlegenheit mancher Geisteskräfte der Südländer; zweitens machten Männer, wie Homer, eine allbewanderte Ausnahme, und drittens standen ihnen auch eine Menge kleiner Hülfsmittel zu Gebote, die unsern jetzigen schreibenden Dichtern versagt sind. Sie fanden eine Sprache vor, die noch so wenig festgestellt war, daß sie Formen und Wortstellungen (Constructionen) nach Belieben erschaffen konnten. Der Zuhörer war viel zu sehr mit den Sachen beschäftigt, um viel auf die Worte zu achten, und da das Stegreifen (Extemporiren) so langer Gesänge zum immer

gleichmäßig fortlaufenden Zeitmaße (Tacte) der Leier doch keine Kleinigkeit war, so gestand man dem Künstler gern alle mögliche Freiheiten zu, wenn er nur verständlich blieb. Dieses Maß war drei Viertel-Maß, und immer nach 6 Schlägen, innerhalb welcher jedoch immer 1 oder 2 Ruhepunkte waren, holte der Sänger Athem. Dies ist die Entstehung des Sechsfüßlers (Hexameters). Ferner half sich der Sänger damit, daß er gewisse oft wiederkehrende Theile der Erzählung auch immer wieder mit denselben Versen anbrachte, und stets Halb- oder Viertel-Verse in Bereitschaft hatte, die als Füllsteine dienen mußten, (wie sich Becker im genannten Werke ausdrückt) wenn der Gedanke eher als der Vers zu Ende ging. Der weise Spartische Gesetzgeber Lykurg (880 vor Chr.) fand zu seiner Freude auf seiner Reise durch die Jonischen Pflanzstaaten in Kleinasien eine Menge Sänger, welche einzelne Gesänge des Homer, der da-

mahls schon über 100 Jahr todt war, auswendig wußten, und zur Zither sangen. Er ließ sie alle zusammen kommen; einer mußte vom Achill, ein anderer vom Hektor, dieser vom Ulysses, jener vom Diomedes singen. Lykurg ordnete alle die einzelne Gesänge nach einem gehörigen Zusammenhang, und ließ sie so auf Thierhaut (Pergament) schreiben; denn so weit hatten die Jonier unterdessen die Schreibekunst vervollkommnet. Zur Geschichte des Trojischen Kriegs fand er über 20 Gesänge zusammen, und eben so viele über die abentheuerliche Rückkehr des Odysseus. Spätere Griechen brachten dann mehr Zusammenhang in beide Stücke, und nannten das eine Gedicht, Ilias, das andere Odyssee. Glücklicher weise haben wir sie noch jezt beide übrig, und Menschen von Gefühl und Geist lesen sie mit Entzücken. —

Über Homers Lebensumstände kann man den Pseudo-Herodot und den falschen Plutarch,

tarch, im Leben des Homer, nachschlagen; auch den Dio Chrysostomus in der Rede über den Homer, und endlich den Suidas, unter Ὅμηρος.

Ich schließe mit zwei Stellen aus zwei römischen Schriftstellern über Homers Blindheit, und zwei deutschen Scherzgedichten über den um Homer geführten Streit.

„Auch Homer (sagt Cicero in den tuskulischen Untersuchungen) soll blind gewesen seyn. Und gleichwohl sehen wir in seinen Gedichten lauter Mahlerei. Jede Gegend, jede Küste, jeder Ort in Griechenland, jeder Schlachtauftritt, jede Stellung der Truppen, jedes Fahrzeug, jede Bewegung von Menschen und Thieren: wie genau ist das nicht alles ausgemahlt! Gegenstände, die er selbst nicht sahe, wie hell hat er sie uns vor die Augen gestellt!" — Vellejus Paterkulus:

„So jemand glaubt, daß Homer blind geboren sey, der muß selbst blind und aller Sinne beraubt seyn."

I.

Sieben Städte zankten sich drum, ihn geboren zu haben:
Nun, da der Wolf ihn zerriß, nehmt sich jede ihr Stück.

II.

Die Homeriden (von Schiller).

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weiß ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Hexen ein Pack Göttinger Würste für ihn —
„Mir her! Ich sang der Könige Zwist!“ — „Ich die Schlacht bei den Schiffen!“ —
„„Mir die Würste! Ich sang, was auf dem Ida geschah!““ —
Brüder! Zerreißt mich nur nicht, die Würste werden nicht reichen!
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen verstellt.

Hübner.

Johann Hübner, ein geschickter blinder Geiger zu Nürnberg, gebohren daselbst 1631. Er wurde, seiner Kunstgaben und Geschicklichkeit wegen, noch im Jahre 1670 in Kupfer gestochen.

Jacobi.

Christian Gotthilf Jacobi, ein Sohn des 1703 verstorbenen Oberhelfers (Archidiakonus) bei der St. Johannis-Kirche zu Magdeburg, Mag Johann Balthasar Jacobi, war gebohren 1696 am 26. Januar. Die Mutter Elisabeth Margaretha gebohrne Triller, war aus Zeitz gebürtig, und stammte von dem alten getreuen Köhler Triller her, welcher sich zu der Befreiung der beiden Sächsischen Prinzen so bereit finden ließ *). Walther erzählt uns von unserm blinden Meister folgendes:

*) Die Geschichte bei durch Kunz von Kaufungen

Jacobi bekam im zweiten Jahre seines Lebens die Pocken so entsetzlich, daß die Aerzte besorgten, er würde an dem einen Fuße lahm werden, weil an demselben eine Fäulniß entstanden war. Ob nun gleich dieses nicht erfolgte, so hat ihn doch ein weit größeres Unglück betroffen: denn nachdem er 19 Wochen beständig blind gelegen, schwor ihm das linke

---

verübten Prinzenraubes ist zu bekannt, als daß ich sie genau erzählen sollte. Sie fällt ins Jahr 1455. Nur so viel erinnere ich hier, daß der eigentliche Nahme des braven Köhlers nicht Triller, sondern Schmid war; er bekam jedoch diesen Nahmen wegen des von ihm gebrauchten Ausdrucks: „Ich habe ihn standesmäßig getrillt" (nehmlich den Prinzenräuber). Sein Geschlecht erhielt damahls ein Freigut, und noch bis auf den heutigen Tag bekommt der älteste seines Hauses jährlich 4 Scheffel Korn. Der Dichter Triller, ehemahls Hofrath und Professor zu Wittenberg, hat jene Begebenheit in Versen besungen. —

Auge gänzlich aus, und nach Verlauf eines Vierteljahres, fiel der Stern aus dem rechten Auge, der Wärterin, die ihm eben eine Suppe geben wollte, entgegen. Diesen äußerlichen Sinnverlust aber hatte Gott mit einem lebhaften Geiste, und einem unvergleichlichen Gedächtnisse desto reichlicher ersetzt, daß, nachdem er vom 9ten Jahre an die Magdeburgische Oberschule besucht, er ohne Bedenken höher schreiten konnte. Weil er nun nebst der Liebe zu den Wissenschaften, einen besondern Trieb zur Tonkunst in sich spürte, die Seinigen aber sowohl als Andre wegen seines Unglücks zweifelten, daß er es in dieser Kunst weit bringen könnte; wagte es endlich der Orgelspieler an der St. Johannis-Kirche, Simon Conrad Lippe, ihn anzunehmen, der es auch innerhalb zwei Jahren, dahin brachte, daß er ziemlich vorspielen und die Lieder auf der Orgel mitspielen konnte. Der Anfang zu dieser Tonübung wurde 1712 gemacht, und bis 1714 (nachdem

er im Jahre 1712 die Oberschule zu Zeitz besucht und 1713 von da zurückgekehrt war) fortgesetzt. In den folgenden Jahren hat er die hohen Schulen Leipzig und Jena, ingleichen verschiedene Fürstliche Höfe in Sachsen und Franken besucht, und sich mit nicht geringem Beifall hören lassen; hierbei auch die deutsche Dichtkunst getrieben, und angefangen, sich auf die Tonsetzung zu legen: welche, wenn erst jemand gewohnt ist, seine Empfindungen aufzuschreiben, ihm geschwind genug, besonders wenn es nicht gar zu viel Stimmen sind, von statten geht.

Im J. 1720 ward er Orgeler an der St. Petri, und 6 Jahre darauf an der St. Katharinen-Kirche zu Magdeburg, welches Amt er lange Zeit bekleidet hat. — Meine Ältern kannten ihn in ihren jüngern Jahren noch, und erzählten oft manches von ihm, besonders, wie der blinde Mann seiner Tochter die ihm beigefallnen Dichtungen eingesagt habe.

Die blinden Japaniſchen Weiſen.

Im Kaiſerthum Japan machen die Blinden eine eigne Körperſchaft aus, aber einen Weiſenverein, der hochgeachtet iſt. Es giebt keinen großen Herrn, keinen Fürſten, der ſich nicht ein Vergnügen daraus machte, ſie um ſich zu haben, um ſich in Geſellſchaft dieſer ſchönen Geiſter zu belehren.

Die Jahrbücher von Japan, die Geſchichten großer Männer, die Denkmäler der Geſchlechter haben nicht ſo vielen Werth, als die Verewigung durch ſie. Sie beſchäftigen ſich vorzugsweiſe mit dieſen Dingen, theilen ſich einer dem andern mit, was ſie wiſſen, und ſo bildet ſich eine Überlieferung des Wiſſenswürdigen in ihrem Stande. Dieſe Blinden haben Gelehrtenvereine, wo ſie Ehrenſtufen annehmen. Sie üben ſich nicht nur darin, ihr Gedächtniß anzubauen; ſondern auch, was ſie gelernt, mit einer eigenthümlichen Anmuth zu

erzählen, es in Sangweisen zu bringen, und ihm den Schmuck der Dichtkunst zu geben.

Kehl.

Johann Balthasar Kehl, Vorsänger zu Bayreuth, geb. zu Coburg, war vorher Orgelspieler zu Erlangen, und seit 1780 blind. Von seinen Werken hat er öffentlich bekannt gemacht: Verschiedene Klavierklangstücke in den Oeuvres mêlées; Nürnberg; Sammlung einiger veränderten Liederweisen, vier Sammlungen, Nürnberg, 1770. — Er hat außer diesen auch die Hirten bei der Krippe zu Bethlehem, von Ramler, die Pilgrime auf Golgatha, ein Schauspiel, und verschiedene andere Singstücke in Töne gesetzt, die aber nicht gedruckt sind. Er ist nun schon seit mehrern Jahren todt. —

Maria Kirchgäßner.

Maria Kirchgäßner, Tochter des Speyerschen Zahlmeisters zu Bruchsal, geboren daselbst 1773. Ihr Gesicht wurde im vierten Jahre ihres Lebens durch die Blattern völlig verdunkelt. Sie verrieth seit ihrer frühesten Kindheit Anlage zur Tonkunst, und spielte schon im sechsten Jahre Klavier.

Um diese Zeit verlohr ihr Vater unverschuldeter Weise sein Vermögen, und gerieth in eine sehr traurige Lage. Der Reichsgraf von Bevolding nahm sich nun der verlassenen Kirchgäßner an, ließ sie durch den Badenschen Tonmeister Schmittbauer unterrichten, der auch für sie ein besonderes Glasglockenspiel (Harmenika) baute. Sie selbst ließ sich darauf seit dem 10ten Jahre hören, ging mit dem Rathe Vogler seit 1791 auf Reisen durch Deutschland und Holland nach London, wo sie sich über drei Jahre lang aufhielt. Sie ließ

durch den deutschen, aber seit 30 Jahren in England wohnenden Tonwerkmeister (Instrumentenmacher) Fröschle, nach ihrer und Boßlers Angabe ein Glasglockenspiel mit einem Schall- (Resonanz-) Boden verfertigen, das sich vor andern Tonwerkzeugen dieser Art vorzüglich auszeichnet.

Ein in London sich aufhaltender deutscher Arzt, Fiedler, machte mehrere Versuche, die zur Wiederherstellung ihres Gesichts abzweckten, und vermochte so viel, daß sie wenigstens einen Lichtschimmer erhielt. Sie reiste nach Kopenhagen, von da durch einen Theil Deutschlands und Preußens nach St. Petersburg, ging von dort durch Pohlen und Schlesien nach Sachsen, wo sie sich in der Nachbarschaft von Leipzig mit dem Rath Boßler ein Landgut kaufte, und machte in der Folge noch eine Reise nach Paris. Sie war eine Freundin der Lesung, besonders der Dichtkunst, und ließ sich auch deshalb häufig vorlesen. Auch

mußte ihr alles, was sie auf ihrem Spiele vortragen wollte, zuvor einigemal auf dem Klavier vorgespielt werden.

Sie war auf dem Glasglockenspiel nach dem Urtheile der Sachkundigen, die erste Künstlerin, und trug darauf, selbst für das Fortepiano schwierige Tondichtungen berühmter Meister, und zwar nicht allein das Langsame (Adagio), sondern auch das Hurtige (Allegro), mit und ohne Begleitung andrer Tonwerkzeuge meisterhaft vor; setzte auch für das Glasglockenspiel. Sie starb 1808 zu Schafhausen, da sie eben eine große Reise vornehmen wollte. Ihr 18jähriger Reisebegleiter Herr Rath Bößler hat jetzt ihre Lebensbeschreibung versprochen. Vier Kupfer sollen das Buch zieren: ein sinnbildliches Titelkupfer von Schnorr; ein Bildniß der Künstlerin; eine Ansicht des Klosters Paradies, eine halbe Stunde von Schafhausen, wo die Kirchgäßner begraben liegt; und eine Abbildung ihres

Englischen Glockenspiels. Leider wird das Werk nun nicht gedruckt.

Kaspar Krumbhorn.

Kaspar Krumbhorn, eines Rathsverwandten Sohn zu Liegnitz, war daselbst gebohren den 28. Oktober 1542. Er büßte im dritten Jahre seines Alters durch die Blattern beide Augen ein. Der Tod beraubte ihn auch seines Vaters; und, als nachmahls seine Mutter, eine gebohrene Schultz, einen gewissen Stimmler geheirathet hatte, wurde er von den Leuten gewöhnlich der blinde Stimmler genannt.

Als er herangewachsen war, zeigte er große Neigung zur Tonkunst; deshalb brachte ihn sein Bruder, der Prediger Bartholomäus Krumbhorn zu Waldau, zu dem damals berühmten Ton- und Setzmeister Knöbel in Goldberg, der ihn anfänglich auf der Flöte und Geige und nachher auch auf dem Tasten-

ſpiel unterrichtete, wobei der blinde Schüler keinen Fleiß ſparte, ſondern ſo gute Fortſchritte machte, daß er in kurzer Zeit von Jedermann, beſonders im Tonſatze, bewundert wurde. Zu derſelben Zeit lebte der Churfürſt Auguſt zu Sachſen. Auch zu dieſem gelangte der Ruf von unſerm blinden Tonkünſtler, und weil er denſelben zu ſehen verlangte, mußte Krumbhorn nach Dresden reiſen, und ſeine Kunſt vor dem Churfürſten und ſeinen Hofbedienten zeigen; worüber ihm hernach der Churfürſt ſein beſonderes Wohlgefallen bezeigte, und ihm anbot, in Dresden zu bleiben. Da ihm aber ſein Vaterland Schleſien lieber als Sachſen war, kehrte er wieder nach Liegnitz zurück, und wurde daſelbſt in ſeinem 23ſten Jahre Orgelſpieler an der St. Peter- und Pauls-Kirche, welchem Dienſte er 56 Jahre lang treu vorſtand, während der Zeit gute Schüler bildete, auch in den ſogenannten Collegiis Muſicis öfters leitete (dirigirte), und

vieles setzte, bis er endlich im 79sten Jahre, 1621 am 12. Juni starb; da ihm denn nachstehende Grabschrift gesetzt worden ist:

Vis scire viator
Casparum Krumbhornium,
Lign. Reip. civem honoratum,
qui
cum tertio aetatis anno variolar.
ex malignitate visu
privatus,
Musices dehinc scientia et praxi
admiranda
praeclaram sibi nominis
Existimationem domi foriaque
comparasset,
Conjugii optabilis felicitate,
Bonorum etiam Magnatum,
Dei imprimis gratia evectus,
Singulari sortem moderatione,
ad ann. usque LXXIIX. toleravit,
Organic. munus apud Eccles. P. P.

Annos LVI. non sine industriae
testimonio gessisset,
pie demum beateque A. C. 1621 11. Jun.
in Dom. obdormivit.
Anna et Regina Filiae, earumque
Mariti superstites
Parentem Socerumque B. M.
hoc sub lap. quem
Vivens sibi ipsimet destinaverat,
honorifice condiderunt.
Nosti, quod voluit, quicunque es,
Nosce te ipsum. —

Franziskus Landinus.

Franziskus Landinus, ein im Jahre 1380 lebender blinder, aber sehr berühmter Tonkünstler, Vernunftforscher und Sternseher. Man weiß, Nachrichten aus Florenz zufolge, daß er viele Tonwerkzeuge zu spielen verstanden hat.

Er hatte die Ehre, vom Könige in Cypern und vom Herzoge von Venedig mit dem Lorberkranz geschmückt zu werden; und hat einige für die Tonkunde damaliger Zeit sehr brauchbare Sachen herausgegeben.

Lauer.

Vor wenig Jahren starb zu Dessau der blinde Harfner Lauer aus Genf, der sich durch mehrere Kunstfertigkeiten, insonderheit aber als blinder Tonkünstler auszeichnete.

Durch sein äußerst feines Gefühl unterschied er menschliche Schönheit von Nichthäßlichkeit, und drückte dann sein Urtheil so richtig aus, wie es nur ein Sehender thun würde.

Durch seine Tongaben erwarb er sich den Beifall seines Fürsten, des Herzogs von Anhalt-Dessau und Desselben Gemahlin, vor welchen er öfters seine Tonfertigkeit zeigte.

Ich

Ich hörte zuerſt von ihm auf meiner Reiſe nach dem Anhaltiſchen im Auguſt 1807, wo man mir unter andern in Wörlitz auch einige ſeiner Tondichtungen zeigte. Wenn ich aber dieſelben beurtheilen ſoll, ſo finde ich darin ungemeinen Fluß.

Achilles Daniel Leopold.

Achilles Daniel Leopold, ein Blindgebohrner zu Lübeck, war in der Gottesgelehrtheit, in den Rechten, in der Dichtkunſt, in der Beredſamkeit, in der Geſchichte und Erdbeſchreibung, in vielen Sprachen und beſonders in der Tonkunſt ſehr erfahren. Er ſang ſehr gut, und ſpielte die Gambe, Flöte und Geige im vorzüglichen Grade.

Er war zu Lübeck am 11ten Juni 1692 gebohren, und ſtarb daſelbſt am 11ten März 1753.

Linnemann.

Hans Linnemann, war ein blinder Tonkünſtler, der ums Jahr 1642 zu Halberſtadt lebte und ſelbſt Tonwerkzeuge verfertigte.

Löbel.

In Böhmen und Sachſen zog zur Zeit Benda's ein blinder Jude Namens Löbel mit einer Bande Kunſtpfeifer herum, der in ſeiner Art ein außerordentlicher Spieler war. Er zog einen guten Ton aus ſeiner Geige, ſetzte ſeine Stücke ſelbſt, die zwar immer etwas wild, aber doch ſehr artig waren. Einige ſeiner Tonweiſen gingen bis ins dreigeſtrichene a hinauf, und doch brachte er ſie äußerſt rein und ſicher heraus.

Das Spielen dieſes Juden erregte in Benda eine kleine Eiferſucht; und Löbel wurde auf dieſe Art die erſte und vornehmſte

Ursache, daß Benda der berühmte Mann und große Meister nachher geworden ist.

von Mastiaux.

Dieser von Mastiaux, Hofkammerrath des Churfürsten von Köln zu Bonn, ein Liebhaber, von Anlagen und Einsichten, dessen einziges und täglichstes Vergnügen die Tonkunst war, wurde am 17. Juni 1626 auf dem Schlosse Junkenrath in der Grafschaft Blankenheim gebohren, wo sein Großvater Statthalter (Gouverneur) war. Er hatte in seinem sechsten Jahre das Unglück, zu Mühlheim bei einem Geistlichen, dem er zur Erziehung übergeben war, blind zu werden. In diesem Zustande war ein Klavier sein einziger Zeitvertreib. In des Nachbars Hause hörte er täglich auf zwei Hörnern blasen; auch konnte er den Orgeler in der Kirche spielen hören, weil dieselbe dicht an seiner Wohnung

log. Dies merkte er sich, und suchte es, so oft er Erlaubniß erhielt, auf seinem Klavier nachzuspielen. Hierdurch kam er endlich so weit, daß er alles, was er nur hörte, fertig und richtig nachspielen konnte.

Im zwölften Jahre kam er zu den Jesuiten (Jesuiten) nach Köln, um daselbst die Wissenschaften zu treiben, da ihn sein Vaterland verlassen hatte. Auch hier suchte er sich aus den gehörten Gesängen (Arien) und Kirchenspielen, Klavierstücke zusammen zu setzen. Endlich lernte er auch die Pausen und Noten kennen, indem er von einem Hochschüler die Idee erlernte. Hiermit verband er nun das fleißige Lesen von Tonschriften, suchte seine Fingersetzung auf dem Klavier sowol als seinen Bogen auf der Geige und Violegeige durch aufmerksames Hören und Sehen der besten und dasigen Meister zu verbessern, und fühlte sich nun stark genug, mit einigen Lieder-, Trio-, Vierspielen und vollstimmigen

Tonstücken, einen Versuch im Satze zu machen: als auf einmal die Geschäfte eines neuen Amts diese für ihn bisher so angenehme Unterhaltung auf 15 Jahre zum Stillstande brachten.

Nach Verlauf dieser Zeit fing er zwar seine Tonübungen wo möglich mit noch größerem Eifer an, sahe sich aber genöthigt, wegen eines Anfalls von Blutauswerfen, die Gellflöte (Clarinett), Flöte und das Horn aufzugeben. Desto fleißiger wurden aber nun das Klavier und die übrigen Tonwerkzeuge geübt. Hiezu trugen vieles die früh aufkeimenden Tonanlagen seiner fünf Kinder bei, mit denen er sich die Freude machen konnte, ein Fünfspiel (Quintett) aufzuführen.

Diese jungen Zöglinge aufzumuntern, errichtete er ein Tonspiel, das den Winter hindurch wöchentlich in seinem Hause gehalten wurde, und woran Fremde und Einheimische Theil nehmen konnten.

Zum Behufe desselben besaß er so viel Tonwerkzeuge, daß er fast ein vollständiges Tongerüst damit versehen konnte. Hierunter befanden sich von allen berühmten Meistern: fünf Flügel, ein Klavier, ein großes spitzsäulenförmiges Hammer-Klavier, eine Baßgeige, eine Kniegeige, eine Armgeige und sechs ächte Kremenaisteigen.

Eben so reich war sein Vorrath von Tonstücken. Von Joseph Haydn, seinem Lieblingstondichter, mit dem er im Briefwechsel stand, besaß er allein 30 vollstimmige Stücke, 30 Vier- und 40 Dreispiele. Und außer diesen noch 50 Klaviertonspiele von den besten Meistern. Ohne Zweifel hat sich diese Sammlung seit 1783, von welchem Jahre sich diese Nachricht herschreibt, noch sehr ansehnlich vermehrt.

Matcalf.

Zu Spofforth in Yorkshire, starb in dem Jahre 1810 Johann Matcalf, der blinde Jack genannt, in einem Alter von 94 Jahren. Schon in seinem vierten Lebensjahre ward er blind; seinen Unterhalt verdiente er sich als Tonkünstler und endlich als Wagenmeister bei der Post, wo er die Wagen bei den schwierigsten Wegen, durch die dortigen Wälder bei Nacht und durch tiefen Schnee aufs sicherste leitete, und also manchen sehenden Postknecht beschämte.

Milton,

Geheimschreiber der auswärtigen Geschäfte beim englischen Staatsrath zu London, ward gebohren daselbst 1608, am 9ten Dezember. Er hatte von zarter Jugend an eine ungemeine Begierde etwas zu lernen, darüber er auch endlich sein Gesicht verlohr,

weil er meist bis in die späte Nacht forschte. Er legte sich zu Cambridge, wohin er im funfzehnten Jahre seines Alters zog, ganz besonders auf die Dichtkunst, wurde auch daselbst, nachdem er sich an sieben Jahre aufgehalten, Magister, worauf er sich auf dem Lande aufhielt, und zuweilen in London die Ton- und Größenlehre trieb. Er war von Gestalt so schön, als das reizendste Frauenzimmer, weshalb ihn viele Leute das Frauenzimmer aus dem Christ-Stift (Collegium) zu Cambridge nannten, auf welchem er seine wissenschaftliche Laufbahn machte. Eines Abends lustwandelte Milton mit mehreren Freunden in der Nähe der Stadt. Ermüdet setzte er sich unter einen Baum und schlief ein, während seine Freunde ihren Schlendergang fortsetzten. Sie hatten sich noch nicht weit entfernt, als ein Einspänner gefahren kam und vor Milton still hielt. Er erwachte nicht. Zwei Frauenzimmer stiegen aus, und betrach-

eten (wie Luna den Endymion) einige Minuten lang den schönen Schläfer mit sichtbarem Wohlgefallen. Endlich nimmt die Schönste von ihnen ein Blättchen Papier, schreibt mit Bleistift etwas darauf, und steckt es ihm dann leise und vorsichtig in die Hand. Noch schläft er fort, und die beiden Unbekannten entfernen sich, ohne daß er sie bemerkt hat. Im höchsten Grade neugierig eilen seine Freunde, die in einiger Entfernung alles mit angesehen hatten, zurück, und lesen, ohne ihn zu wecken, das Geschriebene. Es war die schöne Stelle aus dem Pastor Fido des italischen Dichters Guarini, folgendes Inhalts in der Übersetzung:

„Augen, unvergängliche Strahlen,
Urheber meiner Qualen,
Tödtet ihr schlafend mich: Oken. —
was ist von euch zu hoffen?"

Die Freunde Milon's weckten darauf den Verwunderten, und erzählten ihm den sonder-

derbaren Vorfall. Er las, und wie ein heimliches Gift ergriff die süße, gefährliche Schmeichelei sein ganzes Wesen. Rastlos und überall suchte er nunmehr die schöne Unbekannte vergebens, er fand sie nicht. Seine erwachte Eitelkeit trieb ihn noch weiter. Er ging nach Italien, durchkroch jeden Winkel, war im Schauspiele, im Fasching (Carneval), kurz er ließ kein Mittel unversucht, das ihm die Möglichkeit zeigte, des Anblicks seiner Schäferin froh zu werden; doch vergebens, er fand sie nirgends.

Auf dieser Reise soll Milton auch den Plan zu seinem verlohrnen Paradies entworfen haben; die Vermuthung hat einige Wahrscheinlichkeit. Erst nachdem er Italien mehrere Jahre, von einem Ende zum andern, fruchtlos durchstrichen hatte: kehrte er traurig und muthlos in sein Vaterland zurück. Seine Reise nach Italien und Frankreich geschahe in seinem neun und zwanzigsten Jahre. Bei sei-

ner Wiederkunft in England mischte er sich in die Kirchenstreitigkeiten, wobei er sich auf die Seite der Presbyterier schlug. Er war auch ein besonderer Vertheidiger der Freiheit und der Ehescheidung, wollte sich auch selbst von seinem ersten Weibe scheiden. Auch vertheidigte er den Königsmord, welchen die Cromwellischen an Carl I. begingen, und gab ein Buch unter dem Titel: The tenure of kings and magistrats heraus, weshalb er Geheimschreiber bei der Sprechgemeinde und hernach bei Cromwell ward; ferner eine defensionem pro populo Anglicano (deren eine wider Petr. Molinaei clamorem regii sanguinis ad coelum, gerichtet), dafür er auch reichlich beschenkt wurde, und andere Schriften der Art, weshalb man damahls der Meinung war, Gott habe ihn wegen dieser Sünde, mit Blindheit geschlagen, da er bei der ersten Vertheidigung das eine, und bei der zweiten das andre Auge einbüßte. Doch erhielt er bei

der Regierung Carls des Zweiten wiederum Verzeihung, wiewohl er von öffentlichen Aemtern ausgeschlossen blieb. Im Jahre 1660 traf ihn das Unglück, daß er in dem großen Brande zu London seine auserlesene Bücherei, welche aus 2000 Bänden bestand, verlohr.

Ganz besonders macht uns den Milton sein verlohrnes und wiedergefundenes Paradies werth, doch wird nur das erste für ein rechtes Meisterstück gehalten, das andre kommt ihm nicht bei, daher man gesagt hat: man finde den Milton wohl in dem verlohrnen, aber nicht in dem wiedergefundenen Paradiese. Milton erhielt 1667 von dem Buchhändler für sein verlohrnes Paradies in zwei Frisken, 10 Pfund Sterling, und Hoyle, Verfasser der Abhandlung über das Whistspiel, zog den ganzen ansehnlichen Vortheil der ersten Auflage für sich, und bekam von seinem Verleger für die zweite Auflage, die

Summe von 200 Pfund baar, und vorausbezahlt. Wenn Milton in die Feder sagte, so saß er gewöhnlich in einem Lehnstuhl rückwärts, nach einer Seite gelehnt, und die Füße über die Lehnen hinausgehängt. Er machte oft früh, wenn er im Bette lag, Verse; dann rief er jedesmahl seine Tochter, um sie aufschreiben zu lassen. Er soll wohl 40 Zeilen in einem Athem eingesagt und hernach sie auf die Hälfte heruntergesetzt haben.

Milton heirathete, nachdem er blind geworden war, ein streitsüchtiges Frauenzimmer. Der Herzog von Buckingham nannte sie eine Rose. „Ich kann über Farben nicht urtheilen," sagte Milton, „aber Sie können Recht haben; die Dornen empfinde ich täglich." —

Als ihm von seiner Frau zugeredet wurde, er solle doch die ihm nach Cromwell's Tode angetragene Stelle eines lateinischen Geheimschreibers annehmen, ob es schon seinen

Grundsätzen zuwider sey, eine Verwaltung für rechtlich zu erklären, die er vorher als widerrechtlich vorgestellt hatte, so gab er ihr zur Antwort: „Meine Liebe, Sie und andre Ihres Geschlechts wollen gern in Kutschen fahren, ich aber — muß ein ehrlicher Mann seyn." —

Seine ungünstige Ehe gab ihm vielleicht zu manchen ungünstigen Äußerungen Veranlassung; die er bei Gelegenheiten hören ließ. Einst fragte man ihn, woher wohl der sonderbare Widerspruch komme, daß in gewißen Ländern der Fürst im vierzehnten Jahre für herrschfähig erklärt werde, während das Heirathen vor dem achtzehnten Jahre verboten sey? „Dies kommt daher," erwiederte Milton, „weil es noch schwerer ist, eine Frau, als ein Volk zu lenken." —

Seine gänzliche Blindwerdung auf Lebenszeit fällt ins Jahr 1653. Er starb 1674 am 10. Nov. im drei und sechzigsten Jahre

seines Alters. Bei seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, bei seinen großen Kenntnissen in fast allen lebenden und todten Sprachen, indem nach der hebräischen Bibel der Homer seine Lieblingslesung war; so daß er ihn fast auswendig wußte, bei seiner Größe als Dichter, bei allen diesen Gaben war Milton auch ein großer Tonkünstler.

Schon in seiner Jugend bewies er seinen Geschmack und seine Liebe zu dieser Kunst dadurch, daß er nebst den auf seinen Reisen durch Frankreich und Italien gesammelten Büchern einige Kisten auserlesener Tondichtungen mit nach England brachte. Er spielte die Orgel und die Baßgeige. Nach dem Mittagessen pflegte sich auch noch der blinde Milton durch Spielen auf der Orgel, wozu er entweder sang, oder seine Frau singen ließ, von seinen Morgengeschäften aufzuheitern, und zu den Abendgeschäften neue Kräfte zu sammeln. Schade, daß nichts von seinen

Tondichtungen bis auf unsre Zeiten gekommen ist.

Die Liebhaberei an der Tonkunst scheint er von seinem Vater, einem Beurkunder (Notarius) zu London, ererbt zu haben, der, nach seinen hinterlassenen Werken zu urtheilen, auch ein vorzüglicher Tonkünstler gewesen seyn muß. Von unsers Miltons Gedichten hat der große Händel drei in Töne gesetzt, nemlich: Simson, l'Allegro und il Penseroso.

Johann Martin Reth,

Orgelspieler zu Itzehoe, im Holsteinschen, gebohren daselbst ums Jahr 1683, hatte in seinem fünften Jahre das Unglück, durch die Blattern gänzlich und auf Lebenszeit, seines Gesichts beraubt zu werden. Unterdessen wurde im Jahre 1693 der berühmte Rosenbusch, als Orgeler nach Itzehoe berufen. Dieser

ser nahm sich des jungen Roth an und unterrichtete denselben acht Jahre lang unentgeldlich, sowohl im Singen und der Tonkunst überhaupt, als auch auf der Orgel und in der Setzkunst. Durch eigne unermüdete Übung brachte er es nach der Zeit auch auf der Laute, Harfe, dem Hackbolz *), der Flöte und Geige zur größten Fertigkeit, so daß, als sein Lehrmeister 1713 den Ruf nach Glückstadt erhielt, er durch einstimmige Wahl zu dessen Nachfolger an der schönen Orgel zu Itzehoe, ernannt wurde. Er starb daselbst 1756.

Ossian. (Ossian.)

Gehört als blinder keltischer Barde, der, wie er selbst erwähnt, zur Harfe sang, in diese

*) S. die neue Berl. Monatsschrift, März 1807, über dieses Wort.

Sammlung. Er war der Sohn des kaledonischen Königs Fingal, und lebte zu Ausgang des 3ten und Anfang des 4ten Jahrhunderts in Schottland. Auch die Irländer eignen sich ihn zu, und führen in ihrem Wappen eine Harfe. Seine Gesänge lebten nur noch im Munde der Hochländer, als der Schottländer Macpherson sie wieder sammelte, und aus der alten Ursprache, der Erisischen oder Gaelischen, die nur im Schottischen Hochlande und auf vielen Inseln noch üblich ist, ins Englische übersetzte. Der alte Barde weicht dem Homer weder an kunstloser Einfalt, noch an Erhabenheit. Ja man möchte sagen, Ossian ist der einzige Dichter, der sich niemahls zum leichten Tändelnden herabsenkt, sondern der immer in dem hohen Gebiet des Großen und Feierlichen einherschreitet. Die Auftritte, die die Töne seiner Harfe besingen, sind wild und schauerlich. Eine am Meerstrande ausgestreckte Heide, ein umnebelter Berg, ein durch

ein einsames Thal schießender Strom, zerstreute Eichen; Hünengräber mit Moos überwachsen; erwecken alle eine schaudervolle Erwartung im Gemüthe, und bereiten zu großen und außerordentlichen Begebenheiten vor. Wir haben an Ossian einen wahren Barden, nicht einen nachahmenden Dichter; er dichtete und sang, weil es sein Amt so mit sich brachte. Zu diesem aber hätte er nicht bloß einen äußerlichen, sondern einen noch weit ehrwürdigern, innern Beruf von der Natur selbst, die ihm den erfinderischen, blumenreichen Geist und das empfindsame Herz gegeben hatte, wodurch er auch ohne äußern Beruf ein Dichter gewesen seyn würde. Er nahm die Harfe nicht zum Zeitvertreib in die Hand, auch nicht aus Ruhmbegierde, sich einen Nahmen zu machen. Er sang aus Liebe zur Dichtkunst und dem Gesange. Seine Freude war, an Helden zu gedenken, unter welchen er geblüht hatte, die rührenden Vorfälle seines Le-

bens zurückzurufen, ſich mit ſeinen vergangenen Kriegen und Siegen, Geliebten und Freunden zu unterhalten; bis, wie er ſelber es ausdrückt: „eine Stimme zu Oſſian kommt „und ſeine Seele erweckt. Es iſt die Stimme vergangner Jahre, ſie rollen mit allen „ihren Thaten vor mir."

Und bei dieſer ächten Dichter-Begeiſterung, da er ſeinem Geiſt die völlige Freiheit gab, iſt es kein Wunder, daß wir ſo oft in ſeinen Liedern die mächtige, und immer gefällige Stimme der Natur hören und erkennen.

Arte natura potentior omni, —
Est deus in nobis, agitante calescimus illo.

Zu ſeiner Zeit waren Ton- und Dichtkunſt nicht Künſte, die ein Muße erſchaffender Reichthum zu ſeinem Zeitvertreib herbeiruft; ſie waren öffentlich, auf das innigſte mit der Staatsklugheit und den Volksſitten vereinbarte Künſte, deren unmittelbarer Zweck die

Ausbreitung der Tugend und Erhaltung der Freiheit war; Künste, die ein wesentlicher Theil des Triebwerks waren, wodurch der Volksgeist verbessert, oder wenigstens in seiner Kraft erhalten, und der Staat in seiner Stärke befestigt werden sollte.

Deswegen ist Ossian von allen Dichtern, die wir kennen, der einzige seiner Art; denn er hat als Heldendichter vor andern den Vorzug, daß er bei den meisten der Großthaten, die er singt, nicht nur Augenzeuge, sondern auch Hauptheld gewesen. Die Helden, die er schildert, waren ihm größtentheils selbst bekannt; die vornehmsten durch langen Umgang und durch Bande der Freundschaft und Verwandschaft; andere durch die Handlungen, in die er selbst mit verwickelt war, oder aus Erzählungen von Augenzeugen. Er war ein Barde und zugleich ein Heerführer; sein Vater aber, ein König verschiedner Stämme der

kaledonischen Völkerschaft, *) war der berühmteste Held seiner Zeit; ein besserer Achilles, dem kein Feind widerstehen mochte, und der selbst über Römische Heere gesiegt hatte. Aus seinen Gedichten sehen wir, daß zu seiner Zeit die alten kaledonischen Kelten auf dem höchsten Punkt der Tapferkeit gestanden, und in ihren Sitten, es zu einem hohen Grade des Edelmuths gebracht haben.

Über die Achtheit dieser kostbaren Überbleibsel sind heftige Streitigkeiten gewesen. Als Macpherson seine Sammlung der Welt darlegte, Gedichte von mancherlei Art, von so großer Schönheit, in solcher Menge und aus dem grauen Alterthume: hielten gar Viele diese außerordentliche Erscheinung für einen Kunstgriff des Betruges. Selbst Herder hat es wahrscheinlich zu machen gesucht, daß

*) d. h. Cael-Don, die Gallier der Berge, die den bergigen Theil Norddrittanniens bewohnten.

Macpherson nicht Sammler, sondern Verfasser derselben sey. Es schien eben so unglaublich, daß unter einem Volke, welches man für wild und barbarisch gehalten hatte, ein Dichter sollte gelebt haben, der den größten griechischen Dichtern den Rang könnte streitig machen, als daß seine Gedichte seit so vielen Jahrhunderten durch bloß mündliche Überlieferung, sich sollten erhalten haben. Und doch ist beides, durch die unläugbarsten Beweise ausser allen Zweifel gesetzt. Jene Uralterthümlichkeit kann kein Neuerer erheucheln, die Natur ist gleichsam in ihrer geheimsten Werkstatt belauscht. Auch hat John-Smith, ein gelehrter Schotte, die Rettung Ossians, unwiderleglich dargethan. Selbst zwei Handschriften sind aufgefunden. S. Vindiciae antiquitatis carminum Ossiani, von D. Dzondi, Wittenberg 1799. Die ganze Geschichte des Streites erzählt Adelung im zweiten Theil des Mithridates S. 104 — 141. Und jetzt haben wir Ossians Ge-

dichte von dem braven Ahlwardt, Rektor in Oldenburg, zum erſten Mahl aus dem Gaeliſchen im Silbenmaße verdeutſcht, zu hoffen.

Die Vergeſſenheit umhüllt, o Oſſian, auch dich!
Dich haben ſie hervor, und du ſtehſt nun da!
Gleichſt dich dem Griechen! trotzeſt ihm!
Und fragſt, ob, wie du, er entflamme den Geſang?
Voll Gedanken auf der Stirne höret' ihn Apoll,
und ſprach nicht. Und gelehnt auf die Harfe Walhalls
Steht ſich vor Apollo Bragor hin,
und lächelt, und ſchweiget, und zürnet nicht auf ihn.

Klopſtock, im Hochgeſang: Unſre Sprache ꝛc. (Ausg. 1798.)

Es wird, wie ich denke, nicht überflüſſig ſeyn, ein Verzeichniß ſeiner einzelnen Geſänge aufzuführen, und nebenher einige kurze Bemerkungen über einige Stellen, die mir bei Leſung des Oſſianiſchen Werkes auffallend waren, mit einzuſtreuen. Ich habe dabei die Ausgabe von Harold vor Augen, der ſämmt

liche Gedichte Oſſians, aus ſeiner Mutterſprache, der Keltiſchen, überſetzt und zu Düſſeldorf 1775 in Viertelform herausgegeben hat. Es folgt zuerſt

Cathloda, i. 2. 3 Geſänge.

Comala, ein Schauſpielgedicht, iſt beſonders ſchätzbar, weil es viel Licht auf das Alterthum der Werke Oſſians wirft.

Der hier gemeldete Caracul iſt der nehmliche mit Caracalla, dem Sohne Severus, der im Jahre 211 einen Zug gegen die Kaledonier führte. Die Verſchiedenheit des Silbenmaßes zeigt, daß dieſes Gedicht urſprünglich in Töne geſetzt, und vielleicht den Führern bei feierlichen Gelegenheiten vorgeſtellt worden. Die Überlieferung hat uns die Geſchichte vollkommner behändigt, als ſie ſich in dem Gedichte findet.

Carric-Tura. Aus den Sagen erhellt, daß dies Gedicht an einen Culdaer, oder einen der erſten chriſtlichen Heidenboten gerichtet

gewesen, und daß das Gedicht des Geistes von Loda, den man für den alten Odin Skandinaviens hält, von Ossian gegen die Lehre der Culdeer eingeführet wurde. Dem sey wie ihm wolle, es führt uns in Ossians Begriffe von einem höhern Wesen, und zeigt, daß er dem Aberglauben, welcher vor der Einführung des Christenthums durch die ganze Welt herrschte, nicht ergeben war.

Carthon; Oina-Morul; Colna-Dona; Dithona; Croma; Calthon und Colmal; ist einem der ersten christlichen Heidenboten gewidmet.

Der Krieg mit Caros.

Caros ist wahrscheinlich der berühmte Zwingherr Carausius, ein gebohrner Menapier, der im Jahre 284 den Purpur anzog, und sich Britanniens bemächtigte. Er überwand den Kaiser Maximianus Herkulius in manchem Seegefechte, welches verursachte, daß man ihn im Gedichte füglich den König der

Schiffe nennt. Er stellte die Mauer von Agricola wieder her, die Anfälle der Kaledonier zu hemmen. Es scheint, daß er von Oskar, dem Sohne Ossians angegriffen wurde, als er eben mit dieser Arbeit beschäftigt war. Diese Schlacht gibt den Inhalt zu gegenwärtigem Gedichte.

Cuthlin von Cluths.

Sul-Malla von Lumon. Diese Geschichte ist unvollkommen, weil ein Theil des Stücks verlohren ist.

Der Krieg von Inis-Thona.

Aus einer Stelle dieses Stücks ersehen wir, daß die Meinung des Ossian von dem Stande der Verstorbenen mit der der Griechen und Römer übereinkam. Sie glaubten nämlich, daß die Seelen nach ihrer Trennung denselben Beschäftigungen und Freuden, die sie in ihrem vorigen Leben genossen, nachhingen. Jene Stelle ist nach Harolds Übersetzung:

König Inis-Thonas, sagt Oskar, wie fielen die Kinder deiner Jugend! der Eber streift über ihre Gräber, aber er hört nicht ihre Ruh! Sie verfolgen Hirsche aus Wolken gestaltet, und spannen ihren luftigen Bogen. Die Freude ihrer Jugend ergötzet sie noch; sie besteigen die Winde mit Freuden.

Die Lieder von Selma:

Fingal (Fionnghal), ein Heldengedicht in sechs Büchern;

Am Schlusse des ersten Buchs fällt mir jene Stelle auf:

> Die Geister der jüngst Verstorbenen waren nah, und schwammen an den düstern Wolken; und weit in der Ferne auf Lenas düsterm Schweigen vernahm man schwächlich die leisen Stimmen des Todes.

Es liegt nehmlich in dieser Stelle die alte Meinung, daß man an dem Orte, wo bald jemand sterben würde, jedesmahl einen Geist

winseln hörte. Dies ist ein Glaube der alten Schotten. Ähnliche Sagen und Erzählungen, die der Pöbel heut zu Tage noch davon macht, sind sehr dichterisch, und daher auch von manchem unserer neuern Dichter benutzt z. B. von Matthisson.

Zu Anfange des zweiten Buchs belehrt uns der Dichter in einer Stelle von den Meinungen, die in seiner Zeit über den Stand der abgeschiedenen Seelen herrschten. Aus Cronals Ausdruck, „daß die Sterne dunkel durch Erugals Gestalt funkelten," und Cathullins Antwort erfahren wir, daß beide die Seele für körperlich hielten; etwa wie das Luftgebild der alten Griechen.

Im vierten Buch zeigt uns eine Stelle das Alterthum des Gebrauchs, Krieger in der Schlacht mit Liedern anzufeuern, der sich bis auf unsre Tage erhalten; er war und ist auch ein deutscher Gebrauch.

Zu Ende des sechsten Buchs finden wir

der Gewohnheit, beim Rudern zu singen, erwähnt. Sie ist noch unter den Einwohnern der nordwestlichen Küste Schottlands und der Inseln allgemein. Es unterhält und ermuntert die Arbeit.

Lathmon; Der Streit von Crona; Darthula; Der Tod Cuthullins; Die Schlacht von Lara; Der Tod Oskars; wenn dieses Gedicht nicht von Ossian herrührt, wie Manche meinen, so hat es wenigstens viel von seiner Art, und viel dichterischen Gehalt.

Temora, ein Heldengedicht. In der Mitte des ersten Buchs kommt ein weissagender Klang vor, so wie schon in andern Gedichten ähnliche Vorstellungen. Die Harfen der Barden geben nämlich, vor dem Tode eines berühmten und würdigen Mannes (nach Ossians Darstellung) einen traurigen, ahnungsvollen Ton von sich, hier ist es eine Ahnung von Cormars Tod, der bald hierauf erfolgte. Eine schöne Vorstellung, die auch

noch von unſerm Dichter Denis in dem Klagegeſange auf Gellerts Tod benutzt iſt. Die Ahnungen, die der gemeine Mann heut zu Tage zu haben glaubt, ſind undichteriſcher; er läßt die Schlöſſer an den Schränken und Kaſten knarren, Stühle, Bänke und dergleichen einen Laut von ſich geben. Man wird allemahl, wo die Wahl frei ſteht, das Schönere, das Geſchmackvollere, vor dem Nüchternen, Kalten, zuweilen gar Abſchreckenden wählen. Wer wird nicht ſtatt des unbarmherzigen Knochenmannes mit der Hippe und Sanduhr, die Vorſtellung der Griechen nehmen, die Schiller ſo ſchön im dritten Verſe ſeines Gedichts: die Götter Griechenlands, ausgedruckt hat? wenn er ſagt:

Damahls trat kein gräßliches Gerippe
vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
nahm das Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt ein Genius, ꝛc.

Welchem Berliner fällt hierbei nicht das

musterhafte Stück dieser Art, von Rhode in der St. Marienkirche, unter dem Orgelchore befindlich, ein! —

Im zweiten Buche die Stelle:

Aber sein Stein ward ohne Thränen errichtet,
Kein Barde sang über Erins Gebeine!

bezieht sich auf dem Glauben der Kelten, daß sie das für das größte Unglück des Menschen ansehen, wenn kein Lied über seinem Grabe gesungen wurde; weil er nicht anders zu der luftigen Halle seiner Väter gelangen konnte. Diese Lehre wurde dem Volke von den Barden eingepflanzt.

Weiterhin die Stelle:

„Krothar, begann der Barde, wohnte „der erste, bei Athas moosigem Strom! tau„send Eichen von den Gebirgen gestalteten „seine erschallenden Hallen. Dort war die „Versammlung des Volks um das Mahl des „blauäugigen Königs." —

Hieraus sieht man, daß in den frühern Zeiten

Zeiten Krethars, Gebäude von Stein in Irland unbekannt waren. In Kaledonien fingen ſie früh an mit Steinen zu bauen. Keines von Fingals Häuſern, ausgenommen Tiſeirmal, war von Holz; Tiſeirmal war die groſſe Halle, wo ſich die Barden jährlich verſammelten, um ihre Gedichte herzuſagen, ehe ſie dem Urtheile des Königs unterworfen wurden.

Im vierten Buche die Stelle:

„Er ſchlug auf die warnende Wölbung."

Um dieſe Stelle zu verſtehen, muß man die Beſchreibung von Cathmors Schild im ſiebenten Buche geleſen haben.

Dieſer Schild hatte ſieben beſondere Buckeln, jeder gab einen andern Klang. Die verſchiedenen Befehle des Königs an die Zünfte, wurden durch den verſchiedenen Klang bekannt gemacht, der Klang des einen von ihnen war, wie hier, das Zeichen, das Heer zu verſammeln.

Endlich beſchließt Harold das vierte Buch ſeiner Oſſianiſchen Überſetzung recht gut mit einer Anmerkung, die ſich trefflich über den Hang zum Schauerlichen und Geiſtervollen bei den Schotten verbreitet, wo es heißt:

„Es giebt kein Volk in der Welt, das mehr an Erſcheinungen und Rückkunft der Verſtorbenen, zu ihren Freunden, glaubt, als die alten Schotten. Die Lage ihrer Heimath hat wenigſtens hieran ſo viel Schuld, als die gewöhnliche Leichtgläubigkeit eines unwiſſenden Volkes. Sie weideten ihr Vieh in düſtern und weitgeſtreckten Wildniſſen. Sie reißen über lange und unbewohnte Heiden, wo ſie öfters unter freiem Himmel, in der Mitte pfeifender Winde, und rauſchender Waſſerfälle übernachten mußten. Das Schauervolle der Umgebung brachte das Gemüth in jene ſchwermüthige Laune, welche die Eindrücke des Außerordentlichen und Übernatürlichen ſo leicht annimmt. Entſchliefen ſie in

der ſchwermüthigen Faſſung, ſo rauſchten die Urſtoffe in ihre Träume, und dann iſts eben kein Wunder, wenn ſie die Todtenſtimme zu hören glaubten. Doch war dieſe Todtenſtimme vielleicht nichts mehr, als das ſcharfe Pfeifen des Windes in einem alten Baume, oder in den Klüften eines nahen Felſens. Dieſer Urſache ſchreibe ich die vielfältigen und unwahrſcheinlichen Erzählungen von Geiſtern zu, welche unter den Hochländern zu finden ſind."

Am Schluß des achten Buchs findet ſich eine Widerlegung des Vorwurfs gegen die Glaubwürdigkeit der Geſchichte von Temora. Sie wird hier nicht am unrechten Orte ſtehen.

Man könnte nämlich fragen, ob es wahrſcheinlich wäre, daß Fingal ſolche große Thaten als jene, die ihm in dieſem Buche zugeſchrieben ſind, in einem Alter ausrichten könnte, da ſchon ſein Enkel Oſkar einen ſo

grossen Ruhm in den Waffen erworben hatte. Diesem kann man mit Harold antworten, daß Fingal sehr jung war (im vierten Buche), da er Roscrana heirathete; bald darauf gebar sie den Ossian. Ossian war auch sehr jung, als er sich mit Evirallin, der Mutter Oskars, verehlichte. Die Überlieferung sagt, daß Fingal nur achtzehn Jahr alt war, da sein Sohn Ossian auf die Welt kam, und daß Ossian acht Jahr alt war, da sein Sohn Oskar geboren wurde. Oskar war ungefähr zwanzig Jahr alt, da er in der Schlacht von Gabhra (im ersten Buche) erlag; also war Fingal sechs und sechzig Jahr alt, als die entscheidende Schlacht zwischen ihm und Cathmor geschah. In jenen Zeiten der Thätigkeit und Gesundheit, wurden natürliche Kräfte und Stärke, bei einem solchen Alter, nur wenig vermindert. Also sind die in diesem Buche von Fingal erzählten Thaten gar nicht unwahrscheinlich.

Conlath und Cuthona. Berrathon. 1) Bosmina. 2) Ossians letztes Lied; ein Aufruf an einen Chuldäer. Macpherson in seiner Abhandlung über das Alterthum der Gedichte Ossians sagt: Ossian habe am Ende seines Lebens mit einem Chuldäer über den christlichen Glauben gestritten, und das thut er auf Veranlassung dieses Stücks. 3) Ossians Lied nach der Niederlage der Römer. Die drei letzten Gesänge gehören zu den neu aufgefundenen Stücken vom Ossian.

Schluß-Anmerkung.

Wir sind für unsere Zeiten so sehr eingenommen, daß wir das Entfernte immer als das Land der Unwissenheit und Barbarei betrachten. Man hat schon lange beobachtet, daß Kenntnisse größtentheils die Früchte eines freien Umgangs mit Menschen sind, und daß sich die Vernunft nach dem Verhältnisse der Betrachtung erweitert, die sie über die Sitten verschiedener Menschen und Völker ge-

macht hat. Wenn wir mit Aufmerksamkeit die Geschichte Fingals, wie sie uns Ossian übergibt, betrachten: so finden wir, daß er nichts weniger, als ein armer, unwissender Jäger war, der in einem engen Winkel einer Insel sich aufhielt. Seine Züge in alle Theile Skandinaviens, in Norddeutschland, in verschiedne Staaten Brittannicns und Irland waren sehr zahlreich, und wurden unter einem solchen Gemüth, und in solchen Zeiten, die ihm Gelegenheit gaben, die unverstellten Sitten des menschlichen Geschlechts zu bemerken, vollbracht. Krieg und ein thätiges Leben, da sie wechselsweise alle Kräfte der Seele befördern, stellen uns die verschiedenen Stimmungen der Menschen dar; in friedlichen und stillen Zeiten liegen größtentheils die Kräfte des Gemüths verborgen, aus Mangel der Gegenstände, die sie üben, und wir sehen nur gekünstelte Leidenschaften und Sitten. Daraus schließe ich, daß ein scharfsinniger Rei-

fender mehr nützliche Einsichten sammeln könnte, aus einer Bewanderung des alten Galliens, als aus der genauesten Beobachtung aller der gekünstelten Sitten, Artigkeiten und zierlichen Verfeinerungen des heutigen Frankreichs.

von Harold, in seiner Übers.
S. 195. 1r Theil.

Otto.

Horstig schreibt über den blinden Otto aus Braunschweig, Folgendes:

„Unvergeßlich wird mir der Anblick des heute gegenwärtigen alten Orgelspielers Otto bleiben, der seines Gesichts beraubt, in den Freuden, die ihm die Tonkunst gewährt, Entschädigung für die schmerzhaften Entbehrnisse des Auges sucht. Ihn zu betrachten, wenn er jede Berührung der Nerven durchs Gehör mit einer Sehnsucht auffängt, wie man sie nur bei Personen seiner Art zu erblicken gewohnt

iſt; ihn zu ſehen, wie er die Töne einſaugt, und ſich dann den Einwirkungen hingibt, die jede ſeiner Muskeln, jede ſeiner Fibern, in ſympathetiſche (wunderkräftige) Bewegung ſetzen; das muß den unempfindlichſten Menſchen zur Aufmerkſamkeit hinreißen, und ihm das Geſtändniß abtrotzen, daß derjenige nur ein halber Menſch ſey, der keinen Sinn für Töne hat."

Über dieſen Orgelſpieler las ich vor kurzem einen artigen Aufſatz, der mir anziehend genug ſchien, um hier Platz zu finden:

Weiſch, der Galerie-Inſpector (Bildersaalaufſeher) zu Salzdahlen, und der Orgelſpieler Otto zu St. Andreas in Braunſchweig.

Es freut mich ſo herzlich, daß der alte Sänger noch immer ſo bei guter Laune ſeyn kann, und Hand- oder vielmehr Kopfwerk nicht bei Seite legt, da ſein Geſicht verdunkelt iſt. Hier wünſchte ich ſo herzlich, daß mein

alter Freund einen Theil des Troſtes und die beruhigte Seele haben möchte, die ein blinder Mann hat, der im vierten Jahre an den Pokken blind ward, der ſo voller Geiſt iſt, und ſich ſelber tröſtet und aufmuntert. Wie glücklich ſchätzt ſich dieſer, daß er ein kleines Brot hat, davon er mit ſeiner Frau und zwei Kindern lebt. O! ich muß ſie davon unterhalten, ſo kurz ich kann:

Als vor einigen Jahren der Domorgelſpieler Sievers in Magdeburg, geſtorben war, und ich beim Herzog Ferdinand war, zu Behelde, ſo kam die ein und funfzigſte Bittſchrift um den Dienſt ein. Ich hatte bei meinen Kindern einen Lehrer, den Orgelſpieler an der St. Andreaskirche zu Braunſchweig; dieſem ſagte ich, er ſollte auch anhalten; er wollte aber nicht, weil ſich ſo viele Meiſter darum bewürben. Da ich nun bei ihm nichts ausrichten konnte; ſo hielt ich für ihn an, ohne daß ers wußte; ich hatte in zwei Tagen Ant-

wort: Sievers, so hieß der Mann, sollte hinkommen und einmahl spielen; diesen Vorschlag hatte ich nämlich gethan. Er gefiel dem Herzog und seiner Schwester sehr. Da er nun fromm ist, und zur Ehre Gottes die Gesänge besonders gut spielt, so kam er mit auf die Probe, und er hat's weg.

Nun mußte für Sievers wieder einer in den Plan. Da waren nun mit dem Herrn Prediger fünf und sechzig in der Gemeinde, die für den blinden Mann stritten, und hielten durch eine Eingabe unterthänigst bei Serenissimo an um den Blinden, der die Orgel auch spielte. Zum Unglück für diesen hatte sich die hochseel. Herzoginn, für ihren Einheizer, an den Burgemeister als Ober-Patron der Kirche (Kirchenvater) verwendet, dessen Sohn auch Geschick hatte. Dieser nun sollte es haben, und der Blinde hatte keine Hoffnung mehr.

Es kamen die Prediger zu mir, und woll-

ten sich Raths erholen, weil alle Hoffnung verlohren war. Ich sagte: es wäre ein übel Ding, morgen Nachmittag sollten sie aber Bescheid haben, ich müßte nur erst darauf schlafen. Anderen Tages ging ich nun zur Herzoginn, ließ mich melden, und wurde vorgelassen. „Was bringst du, alter guter Kerl?" war die Frage. Nichts angenehmes, antwortete ich mit trauriger Miene, ich habe in der Bibel gelesen, woselbst es hieß: Verflucht sey der Mann, der einem Blinden einen Stein in den Weg leget, daß er darüber falle: und diesen Block oder Stein haben Ihro Hoheit einem Blinden vorgeworfen, der Zeitlebens straucheln muß. Sie erschrak, wurde stutzig, und fragte: „Was habe ich denn gethan?" Nun erklärte ich ihr, daß sie unwissend gesündigt habe. Sie fragte hierauf: „Was soll ich denn nun thun?" Ich antwortete: sie möchte sich hinsetzen, und ein Briefchen an den Burgemeister schreiben, sie nähme ihren

gethanen Befehl zurück, daß der Blinde also den Dienst bekäme. Sie schrieb so wie ich es verlangte, gab mirs mit den Worten: „Da hast du, alter ehrlicher Kerl; der Stein ist nun wieder weggewälzt!“ Sie hielt mir ihre kleine trockne Patsche zum Handkuß. Ich eilte mit meiner Siegesfahne zum Burgemeister in seine Wohnung, gab das Briefchen ab, und ging meiner Wege.

Nach zwei Stunden kam die alte Mutter von diesem Blinden ohne Athem und Sprache, fiel auf ihre Knie, umfaßte meine Beine; ich konnte mich nicht wieder losmachen, bis meine Frau ihr aufhalf; da ihr die Sprache wiederkam. Nun sagte sie, sie wollte gern sterben, denn nun ginge ihr Sohn nach ihrer Abfahrt nicht betteln. Ich verdiente dabei einen großen Butterkuchen, den ein jeder Vorsteher am andern Tage erhielt. Dieser blinde Orgelspieler ist nun in seinem Geiste so beruhigt, daß er sich selbst aufheitert,

wenn ihn Andere bedauern, und er freut sich, als ein dreijähriger Knabe seine Orgel gesehen zu haben.

Er stimmt, er bessert ohne fremde Hülfe aus und schätzt sich so glücklich wie ein König. —

Welcher Edelmuth ist es aber, der sich so thätig des Hülfsbedürftigen annimmt, und so zu Fürsten spricht!

Fräulein Paradis.

Maria Theresia Paradis, Tochter des Kaiserl. Kön. Nieder-Österreichischen Regierungsraths und Geheimschreibers zu Wien, geboren daselbst den 15. Mai 1759, hatte das Unglück, in dem Alter von vier Jahren und acht Monaten durch einen gichtartigen Schlagfluß ihres Gesichts gänzlich und auf immer beraubt zu werden. Als sie ihr siebentes Jahr erreicht hatte, wurde sie auf den Kirchengesang besonders aufmerksam. Dieses bewog

ihre Ältern, ihr Unterricht auf dem Fortepiano und bald darauf auch im Singen geben zu lassen. Kaum waren drei bis vier Jahre verflossen, so war sie schon im Stande, sich in der Augustinerkirche zu Wien, in Gegenwart des Hofes, mit der Ober- (ersten Sopran) stimme in Stabat mater des Pergolesi, hören zu lassen, und sich selbst dazu auf der Orgel auch zu begleiten.

Die Kaiserin Maria Theresia, ihre Taufzeuginn wurde von dieser blinden Orglerinn so bezaubert, daß sie dieselbe den folgenden Tag zu sich kommen ließ, und ihr einen jährlichen Gnadengehalt von zweihundert Gulden bestimmte. Dies fiel aber mit dem Tode der Kaiserinn wieder weg. Durch diese Fortschritte der jungen Großkünstlerinn aufgemuntert, übergaben sie ihre Ältern der Unterweisung des berühmten Kozeluchs. Unter diesem großen Meister brachte sie es so weit, daß sie von dessen und anderer Meister (Bachs, Wagen-

feils, Hofmanns, Steffans, Haydns und Richters) Tondichtungen über sechzig Klaviertonspiele, mit der größten Genauigkeit und dem feinsten Ausdrucke, ihres Lehrers vollkommen würdig spielte. Mit solchen Gaben ausgerüstet, trat sie im Jahre 1784, in Gesellschaft ihrer würdigen Mutter, eine tonkünstige Reise durch die größten Städte Deutschlands und der Schweiz an, und aller Orten erwarben ihre großen Anlagen und ihr Unglück allgemeine Aufmerksamkeit und ansehnliche Unterstützung. Im Sommer des Jahrs 1785 kam sie nach Paris, und hatte daselbst nicht allein die Ehre, vor der Königinn zu spielen, und von selbiger viele ausgezeichnete Gnadenbezeugungen zu empfangen; sondern auch im sogenannten Concert spirituel ließ sie sich öfters mit dem schmeichelhaftesten Beifall hören.

Nach fünfmonatlichem Aufenthalte zu Paris, ging sie nach London und genoß auch

da die Ehre, vor dem Brittischen Königspaare und dem Prinzen von Wallis öfters zu spielen.

Sie spielte auch außerdem in Charlestowns Pallaste, wo sie der Prinz von Wallis mit der Kniegeige begleitete, auch im Pantheon und andern großen Tonspielen. Bei einem derselben, welches bei dem sächsischen Gesandten, Grafen von Brühl, gehalten wurde, zitterte eine Thräne in den Augen des großen Pitt bei ihrem rührenden Spiele. Die größten Staatsdiener, so wie die großen deutschen Meister, ein Abel, Salomon und Fischer, wetteiferten untereinander, ihr mit thätiger Freundschaft und Gefälligkeit zuvor zu kommen. Man nannte sie eine Wundererscheinung, und überhäufte sie mit Brav's. Der englische ihr unzuträgliche Himmel nöthigte sie, im Frühjahre 1786 von diesem Lande Abschied zu nehmen. Sie ging nach Brüssel, wo bei der Erzherzoginn neue Bewunderung und Gnadenbezeugungen ihrer warteten. Sie sang

da-

daſelbſt auch zu ihrem vortreflichen Spiele das Singeſtück (Cantate), worin der ebenfalls blinde Dichter, Profeſſor Pfeffel zu Colmar, die Geſchichte ihrer Blindheit ſo rührend beſungen, und das Rezeluch ſo ausdrucksvoll geſetzt hatte. Nach der Zeit kam ſie nach Berlin, wo ſie eben den allgemeinen Beifall bei Hohen und Geringen einärndtete.

Als ſie nach Colmar zu dem Dichter Pfeffel reiſte, ließ er ihr aus dem Siegeriſe folgendes in ihr Stammbuch ſchreiben:

O, weh Thereſe! weh dem Mann,
der nicht vor Wonne, dich zu hören,
wie wir, des Augenlichts entbehren,
und Ohr und Herz nur werden kann!

Ihre Stimme iſt zwar nicht ſo mächtig, als ihre Hand, aber ſie iſt im höchſten Grade rührend, und wird es noch mehr durch ihren Ausdruck und ihre Umſtände.

Ihr Gedächtniß iſt zum Erſtaunen ſtark, dasjenige zu behalten, was ihr vorgeſpielt

wird. In London lernte ſie einige der verwickeltſten und ausgearbeitetſten Orgelfugen nebſt andern Handſtücken aus Händels erſtem Buche ſeiner Leſſons, und zu Berlin eine Rundweiſe (Rondo) von Phil. Eman. Bach, aus einem ſeiner Klangſtücke für Kenner und Liebhaber. Ihre Tondichtungen ſagt ſie Note für Note in die Feder. Sie beſitzt außerordentlich viel Lebensart, und weiß ſich ſehr wohl, mündlich und ſchriftlich, vermittelſt einer Handbuchdruckerei, mit der ſie der Bergrath Kempelen, (bekannt durch ſein Schachſpielen) umgehen lehrte, auszudrucken. Ihre Briefe zeigen eine eben ſo große Zartheit ihrer Empfindungen, als gebildeten Verſtand und richtige Begriffe und Grundſätze.

Außer ihrem Tongeiſte tanzt ſie trefflich Zöhretänze (Menuets), ſpielt die meiſten Kartenſpiele, rechnet durch alle Grundrechnungsarten, vermittelſt gewiſſer Täfelchen, ſehr fertig, und hat viele Kenntniſſe in der Erdkunde,

ſo daß ſie ſogar auf ihrer Karte jede Landſchaft und merkwürdige Stadt zu bezeichnen weiß.

Sie kehrte noch 1786 wieder nach Wien zurück, und hatte ſich vorgeſetzt, noch eine Reiſe nach Italien zu machen. Von ihren Tondichtungen ſind zu Amſterdam, vier Klavierklangſtücke geſtochen, und zu Leipzig zwölf Lieder 1786 gedruckt worden. Auf dem Titel dieſer letztern befindet ſich auch ihr Schattenriß. Nach öffentlichen Nachrichten ſoll ſie ſogar zum Erſtaunen der Wiener Welt zu Anfange des Jahrs 1791, einen zweiten Theil zu dem Singſpiel: Ariadne auf Naxos, nicht nur den Worten, ſondern auch den Tönen nach, verfertigt haben; deſſen erſte Aufführung man mit Ungeduld erwartete.

Ich hatte eben dieſe Nachricht über ſie niedergeſchrieben, als ich in der Berliniſchen Zeitung, vom 28. Juli 1810 noch folgenden Satz fand, den ich hier beifüge:

Fräulein Paradis läßt sich zwar seit funfzehn Jahren nicht mehr hören, aber sie ertheilt, um ihren geringen Unterhalt von einem kleinen Jahrgelde zu verbessern, jungen Mädchen Unterricht, nicht allein auf dem Pianoforte, sondern auch im Gesang und Grund(General)baß. Um der merklichen Abnahme der Geselligkeit in Wien zu steuern, veranstaltete sie gleich nach dem Frieden, Tonübungen an Winterfreytagen, in der Mittagsstunde für ihre Schülerinnen, bei welchen eine zahlreiche und auserlesene Gesellschaft sich einfand.

Nach sezt sie selbst, und zwar nach einer Bestimmung ihres Begleiters auf Reisen und jetzigen Gesellschafters, Aidinger, auf Tafeln, auf welchem sie, vermittelst Löchern von verschiedener Größe, den Werth und die Benennung aller Noten bezeichnet. Ihrer sind so wenige und sie so leicht begreiflich, daß jeder Abschreiber sie in wenigen Augenblik-

ken faßt. Was ſie vordichtet, ſetzt ſie mit denſelben: was ſie leiren will, ſetzen ihre Schülerinnen ihr auf, die dann zugleich die Tonentheilungen ſehr geſchwind und gründlich erlernen. Solche aufgeſetzte Noten lieſt ſie durch Betaſten, und nennt daher ihre Zöglinge oft ſcherzweiſe ihre zehn Augen. Den Begriff von der Geſtalt der geſchriebenen Noten erhielt ſie durch ausgeſchnittene Noten von Kartenpapier, die mit Papier überzogen und auf gleiche Weiſe auf gepreßte fünf Linien mit Leim befeſtigt ſind. Mit dieſen erhabenen Noten gibt ſie auch den erſten Unterricht, und verſichert, daß ſie dem Erfinder derſelben einen großen Theil ihres Glückes verdanke.

Martin Peſenti.

Martin Peſenti, ein von Geburt Tiroler Tonkünſtler, der ſich zu ſeiner Zeit rühmlichſt

bekannt machen. Im Jahre 1647 ließ er zu Venedig Capricci Stravaganti drucken. Außerdem sind noch von ihm herausgekommen: dreystimmige Sprechgesänge (Motetten) und Hochamtsstücke (Messen), drei Theile Correnti alla Francese, Balletti, Gagliarde, Passemezzi parte Cromatici, e parte Enarmonici, von einer, zwei und drei Stimmen.

Pothoff.

Eine der wichtigsten Stellen unter den blinden Orgelmachern, nimmt der blinde Organist und Glockner (Campanist) Pothoff zu Amsterdam ein, von dem Dr. Burney eine gute Schilderung liefert, welche ich hier benutze:

In Amsterdam besuchte ich den Orgelspieler an der alten Kirche, Herrn Pothoff, geboren 1706 zu Amsterdam. Dieser Mann hatte sein Gesicht in den Blattern eingebüßt,

als ein Kind von ſieben Jahren. Die Anverwandten machten daher die Tonkunſt zu ſeinem Hauptſach, woran er bisher keinen Gefallen gefunden hatte, die jedoch in der Folge ſein Lieblings-Zeitvertreib ward. Pothoff war, als er jene Stelle bekam, zwei und zwanzig Jahr Orgeler an der Weſterkirche geweſen. Seine fertige Hand, ſein Geſchmack und ſeine durchgängige Geſchicklichkeit, iſt erſtaunlich. Ich habe noch keine Orgel ſo ſchwer vom Anſchlage gefunden, als dieſe. Jede Taſte erfordert ein Gewicht von zwei Pfund, um ſie niederzudrücken; und wenn, um mit dem vollen Werk zu ſpielen, beide Grifbretter gekoppelt werden: ſo wird der Anſchlag noch ſchwerer. Pothoff hat aber ſolche Kraft in den Händen, daß er dieſes Werk mit eben ſolcher Leichtigkeit und Geſchwindigkeit behandelt, als ob es ein gewöhnlicher Flügel wäre.

Dieſer vortrefliche Orgeler iſt niemahls

als vor langen Jahren, da er auf ein paar Tage nach dem Haag reiße, aus Amſterdam gekommen, und dennoch iſt ſein Geſchmack von der beſten, neuern Art. Seine verwebten Anklänge (Akkorde) nimmt er richtig, und drückt ſie trefflich aus. Seine Einbildungskraft iſt ungemein lebhaft, und ob er gleich ſehr voll, und ſelten weniger, Taſt- und Trittwerk zuſammengenommen, als achtſtimmig ſpielt: ſo iſt es doch nicht in der ſteifen und trocknen Art, wie ich oft in Deutſchland gehört habe. *)

Er kennt das Eigenthümliche der Orgel ſo gut, daß in ſeinen ſchnellſten Läufern, deren er ſo viele anbrachte, keine von den unangenehmen Zwiſchenräumen entſtanden, wie es bloßen Flügelſpielern zu begegnen pflegt,

*) Ich ſetze hinzu: Das ſagt der Engländer Burney! K.

daß ihre Noten ausbleiben, oder die Läufer stocken, wenn sie die Orgel spielen.

Pothoff spielte zwei Fugen, deren Inhalt er umkehrte, und sie auf tausenderlei Art vortrug, meisterhaft. In seiner Jugend hatte er Unterricht von Petvogel und Unhoorn, zwei Amsterdamer Orgelern, erhalten.

Sein Geschmack ist aber von so feiner Gattung, daß ich mir nicht vorstellen kann, wie er solchen in einer Stadt konnte erworben haben, wo man eben keinen andern Klang aufmuntert oder liebt, als den der Glocken und Goldstücke. Er sagte indessen, daß der berühmte Geiger Locatelli (gest. 1764) bei seinem damaligen Aufenthalte ihm Unterricht zu geben pflegte, und ihn auf alle Weise aufmunterte.

Pothoff ist verheirathet und hat Kinder. Ob er gleich nicht jung, und dabei stockblind ist, läuft er dennoch die engen Orgeltreppen so behende und flink auf und ab, als

wenn er ein funfzehnjähriger ſehender Jüngling wäre. Eben ſo zieht er auch mit der bewundernswürdigſten Sicherheit die Stimmen (Regiſter) auf und ab, welches bei ihrer großen Anzahl für einen Menſchen mit geſunden Augen nicht leicht iſt, und Übung fordert.

Als er auf die Wahl an der Weſterkirche ſpielte, trug er über zwei und zwanzig Mitbewerber den Sieg davon, die alle gegen ihn ſpielten. *) Bei dieſer Gelegenheit durften die Richter, welche lauter Tonkünſtler waren, um alle Einſeitigkeit zu vermeiden, nicht eher wiſſen, wer geſpielt hatte, bis ſie erſt ihre Meinung ſchriftlich von ſich gegeben hatten. Eine gute Vorſichtsmaßregel bei ſolchen Gelegenheiten, die gewiß jeder Händeverſtörung

*) Ein ähnlicher Fall ereignete ſich zu London 1716, mit Stanley.

(Simonie) und andern Unrechtlichkeiten Thür und Thor schließt! *)

Mit seinem dreizehnten Jahre wurde er auch Glockner (Glockenist: der das Glok-

---

*) Ehedem wurden andre Proben bei Ertheilung der Orgelämter angestellt. Der Orgelspieler Haßler (jetzt in Rußland) hatte in seinen frühern Jahren als Orgeler der Barfüßer-Kirche zu Erfurt, bei einem geringen Dienste folgende Probe auszustehen: Ein Stück, wozu er den Grundbaß vom Blatte, den kleinen Dreiklang (Terz) tiefer spielen mußte, aus dem harten F (F Dur), war der vielen unerwarteten Ausweichungen und einer halbschreitigen (chromatischen) Fuge wegen, eins der schwersten von Telemann. Hätte er nicht da alle Schlüssel und die höchstnöthige Kenntniß aller Verwandlungen der Erhöhungs- und Erniedrigungszeichen in seiner Gewalt gehabt; so hätte er den ersten Theil der Fuge ganz umgeworfen. — Man hat mir dagegen einen Fall erzählt, wo ein Prüfer dem Prüfling das bei der Orgelprobe zu spielende leichte Lied: „Wie schön leucht't uns der Morgenstern," aus dem harten D, noch zuvor habe sagen lassen. K.

kenspiel zu spielen hat; Glöckner ist etwas anders) auf dem Stadthaus- oder Rathhausthurme. Sein Orgelspielen setzte mich in Erstaunen, aber er trieb dasselbe noch höher, als ich ihn mit seiner unbegreiflichen Fertigkeit auf dem Glockenspiele hörte; denn er brachte mir seinen beiden Füßen Gänge (Passagen) heraus, die für zehn Finger noch immer schwer seyn würden; Triller, Halbtriller (Mordenten), Läufer, Dreyschläge (Trioten) und selbst Brechungen (Harpeggies) hat er durch Fleiß in seine Gewalt gebracht.

Als ich ihn spielen hörte, begann er mit der Weise eines Psalmes. Darauf spielte er Veränderungen darüber mit vieler Dichtkraft und sogar mit Geschmack. Als er sein Tagewerk vollendet hatte, war er so verbindlich, noch eine Viertelstunde aus dem Stegreife zu spielen, auf eine Art, daß er glaubte, sie würde mir besser gefallen, als das Liederspiel. Es glückte ihm damit so sehr, daß ich eine

Zeitlang sowol die Schwierigkeit, als die Mängel des Spieles vergaß. Er spielte niemahls weniger als dreistimmig, indem er Maß und Baß beständig mit dem Trittwerke angab. Ich habe niemahls in so kurzer Zeit eine größere Mannichfaltigkeit von Tonzierrathen gehört; er brachte durch das Schwache und Starke und durch das Steigen (crescendo) im Triller, sowol in Ansehung der zunehmenden Stärke, als der wachsenden Geschwindigkeit solche Wirkungen hervor, die ich für ein Tonwerk unmöglich hielt, das von seinen Spielern wenig anderes Verdienst, als Leibesstärke zu fordern schien.

Wenn Pothoff eine ganze Stunde an Dominicetti's heißestem Menschenkessel hätte sitzen müssen; hätte er nicht mehr Schweiß vergießen können, als er that, nachdem er eine Viertelstunde diese entsetzliche Arbeit betrieben hatte. Er zog sich bis aufs Hemde aus, streifte die Ärmel auf, setzte eine Nachtmütze

auf, um diese Mühle treiben zu können, und sagte: Er sey genöthigt, den Augenblick darauf zu Bette zu gehen, um sich nicht zu erkälten, und um sich wieder zu erholen; denn er wäre gemeiniglich so erschöpft, daß er kein Wort sprechen könnte.

Aus der wenigen Aufmerksamkeit, womit man dort diesem Manne zuhörte, sollte es scheinen, als ob ein Holzhacker oder Wasserträger, dessen plumper Körperbau öfter schweißtreibende Mittel brauchte, dieses Geschäft für solche ungebildete und gefühllose Hörer eben so gut verrichten könnte.

Pudon.

Pudon, aus Berlin, welcher sechs Wochen nach seiner Geburt blind geworden ist, spielte nicht allein brav auf der Geige und dem Klavier, sondern setzte auch sehr gut. Er lebte noch 1786.

Caspar de los Reyes.

Caspar de los Reyes, ein blinder spanischer Augustiner von Antiquera, lebte um's Jahr 1613, und hatte es außer einer vorzüglichen Geschicklichkeit in der Dichtkunst, auch in der Tonkunde sehr weit gebracht. Man rühmt noch außerdem seinen Verstand und sein Gedächtniß. Er schrieb: tesoro de conceptos divinos; obra de la redemcion s. de la passion de Christo en octavas; Romances de las historias antiquas.

de Salignac.

Vor ungefähr dreißig Jahren lebte zu Saintogne in Frankreich ein junges blindes Frauenzimmer, de Salignac. Sie hatte ihr Gesicht, als sie zwei Jahre alt war, verlohren. Man hatte nämlich ihrer Mutter gerathen, Taubenblut auf die Augen zu legen, damit sie in den Blattern, die sie damahls

hatte, nicht Schaden nehmen möchten. Das Mittel stimmte aber so wenig zu der Absicht, daß es sich vielmehr in die Augen einfraß.

Unterdessen hatte die Natur, zum Ersatze dieses schmerzhaften Verlustes, ihr äußere Schönheit, Sanftmuth der Seele, Lebhaftigkeit des Geistes, Schnelligkeit der Begriffe und viele andre Gaben verliehen, die das Unglück etwas lindern konnten.

Sie spielte Karten ohne Anleitung, und öfters geschwinder als ihre Gegenspieler. Erst machte sie die beiden Spiele, womit gespielt werden sollte, zurecht, indem sie dieselbe mit verschiedenen Stichen, aber so unmerklich zeichnete, daß man beim schärfsten Anschauen ihre Zeichen kaum unterscheiden konnte; sie änderte dieselben bei jedem Spiel, und Niemand verstand sie, als sie allein.

Sie sonderte die Farben aus, und legte die Karten, so wie sie folgen müssen, mit eben der Genauigkeit, und fast mit eben so vieler

vieler Leichtigkeit zurecht, wie nur diejenigen thun können, die ihr Gesicht haben. Alles, was sie sich von denen, die mit ihr spielten, ausbat, war: jede Karte zu nennen, die ausgespielt wurde; und diese behielt sie so genau, und spielte so schön, daß man stets eine große Stärke in Verbindung der Begriffe, und ein gutes Gedächtniß bemerkte.

Ein sehr wunderbarer Umstand ist es, daß dies Frauenzimmer singen, lesen und schreiben gelernt hat. Sie führte einen ordentlichen Briefwechsel mit ihrem ältern Bruder, der sich Handlungsgeschäfte halber, zu Bourdeaux aufhielt, und es wurde ihm von ihrer Hand alles überschrieben, was seine Seele anging. Wenn man an sie schrieb, so wurden die Buchstaben nicht mit Tinte geschrieben, sondern eingestochen, und mit ihrem Zartgefaß unterschied sie jeden Buchstaben, indem sie dessen Züge mit dem Finger verfolgte, und so von Wort zu Wort las.

Sie selbst, wenn sie schrieb, bediente sich eines Pinsels, weil sie nicht wissen konnte, wann ihre Feder trocken geworden war. Ihr Führer auf dem Papier war eine kleine Regel (Lineal), so breit, wie ihre Schrift. Wenn sie einen Brief geendigt hatte, machte sie ihn naß, wodurch die Züge ihres Pinsels fest wurden, und nicht verdunkelt oder entstellt werden konnten.

Die Zeilen waren sehr gerade, die Buchstaben wohlgestaltet und die Rechtschreibung vollkommen richtig. Man gab ihr Anfangs Buchstaben, die in Pappe gerissen waren, zu fühlen, und brachte es dahin, daß sie ein A von einem B, und so das ganze Buchstabenwesen unterscheiden, nachmals aber ganze Worte buchstaben lernte, worauf sie anfing, so wie sie sich der Gestalt der Buchstaben erinnerte, solche selbst auf dem Papier zu zeichnen, und sie endlich so zu stellen, daß Worte und Redensarten daraus entstanden.

Sie hatte die Zither fast von selbst so gut spielen gelernt, daß ihre kleinen Gesellschaften darnach tanzen konnten. Um ihrem Gedächtnisse zu Hülfe zu kommen, hatte sie selbst ein Mittel erfunden, ihre Weisen in Papier zu stechen.

In der Folge lernte sie von einem ordentlichen Lehrmeister spielen, ausgenommen, daß sie ihre Art, die Noten aufzuschreiben, behielt, und um solche desto besser zu unterscheiden, wurden ihre Notenreihen weitläuftiger gezogen.

Sie lernte auch singen, und die Werkzeuge ihrer Sinne waren so fein, daß, wenn sie eine neue Weise singen hörte, sie im Stande war, die Noten zu nennen, und solche während des Singens niederschreiben zu lassen. In verzierten (figurirten) Tänzen wußte sie ihre Sachen recht gut zu machen, und einen Führtanz tanzte sie mit unglaublicher Leichtigkeit und Anmuth.

Für weibliche Arbeiten hatte die Salignac eine wahre Meisterhand. Sie machte Geldbeutel von vielen Farben; sie nähete und säumte vollkommen wohl, und wußte eben so geschickt mit Gitter- (Marly) und Netz- (Filet), als mit Knötchenarbeit umzugehen. Bei aller Arbeit fädelte sie sich noch die Nadeln, so klein sie auch waren, selber ein. Sie hatte eine Uhr an der Seite hangen, und ihr Gefühl ließ sie in Zählung der Stunden und Minuten keinen Fehler begehen.

Franciscus de Salinas.

Franciscus de Salinas, eines Rentmeisters Sohn aus Burgos in Spanien, ward, ungeachtet er schon im zehnten Jahre sein Gesicht verloren hatte, ein ungemein gelehrter Mann.

Er verstand die lateinische und griechische Sprache sehr gut, brachte es auch in der Grö-

Tonlehre, besonders aber in der Tonkunst sehr weit; wie er denn durch sein Spielen auf verschiedenen Tonwerkzeugen die Gefühle der Zuhörer nach Belieben soll haben erregen können.

Nachdem er sich zwanzig Jahre lang in Italien aufgehalten hatte, und von vielen hohen Ständen, vorzüglich aber vom Pabst Paul dem Vierten, sehr hochgeschätzt worden: so ward er „Professor artis musices" im Kollegium zu Salamanca; schrieb auch in lateinischer Sprache sieben gelehrte Bücher über die Tonkunde, welche 1577 in Bogenform gedruckt worden sind.

Der Titel aber seines berühmten Werks ist dieser:

Francisci Salinae, Burgensis, Abbatis S. Pancratii de Rocca Scalegna in regno Neapolitano, et in Academia Salmanticensi Musicae Professoris, de musica libri septem, in quibus eius doctrinae veritas, tam

quae ad Harmoniam, quam quae ad Rhythmum pertinet, juxta sensus accuratioris judicium, ostenditur et demonstratur. Cum duplici Indice Capitum ac Rerum. Salamanticae. Excudebat Matth. Gastius. MDLXXVII.

Hieraus erhellet, daß er auch Abt im Königreich Neapel geweſen iſt. Er ſtarb 1590 im Februar in ſeinem 77ſten Jahre.

Ich füge hier das lateiniſche Gedicht des Johannes Scribanus, Profeſſors der griechiſchen Sprache, auf den blinden Profeſſor der Tonkunſt Francesco de Salinas, bei.

Tiresiae quondam caeco pensaverat auctor
Naturae damnum munere fatidico.
Luminis amissi iacturam caecus Homerus
Pignore diuini sustinet ingenii.
Democritus viau cernens languescere mentis
Vires, tunc oculos eruit ipse sibi.
His ita dum doctae mentis constaret acumen,
Corporis aequanimi damna tulere sui.

Unus at his magnus pro multis ecce Salinas,
Orbatus visu, praestat utrumque simul.

M. Schönberger.

Henricus oder Hulderícus Schönberger, ein blinder und dabei sehr gelehrter Mann, gebohren zu Weyda, in der Ober-Pfalz, den 1. Dezember 1601, wurde im dritten Jahre seines Alters durch die Pocken beider Augen beraubt, brachte es aber dennoch auch in der Tonkunst weit genug, um unsere Bewunderung zu verdienen. Weil man ihn zu nichts fähig hielt, vernachlässigte man ihn bis ins eilfte Jahr, da man ihn endlich, bloß um seine Langeweile zu vertreiben, in die Stadtschule schickte. Allein schnell faßte und behielt er durch eignen Fleiß alles, was in der Schule vorgetragen wurde, und bezog nun 1621 mit Ruhm die hohe Schule zu Altorf; 1623 ging er nach Leipzig, wurde daselbst 1624 Bacca-

laureus und 1625 Magiſter, und hielt Vorleſungen über die Weltweisheit und gelehrte Streitgeſpräche. Hierauf lebte er eine Zeitlang in Kopenhagen; unterrichtete nach dieſem im Holſteiniſchen vornehmer Altern Kinder, und zog endlich 1645 nach Königsberg in Preußen, wo er häufige Vorleſungen über die Weltweisheit und die morgenländiſchen Sprachen hielt. Außer ſeiner Mutterſprache war er ſieben Sprachen mächtig, der lateiniſchen, griechiſchen, hebräiſchen, ſyriſchen, chaldäiſchen, arabiſchen und franzöſiſchen, und gab in dieſen allen Unterricht, hatte ſich auch in der Natur-, Größen-, Lichtlehre und Tonkunſt beſonders ausgezeichnet. Seine Vorleſungen bezogen ſich auch auf die drei erſten Gegenſtände.

Bei gottesgelehrten Streitgeſprächen führte er die Sprüche mit Anzeige des Abſchnittes und Verſes in lateiniſcher Sprache und in den Grundſprachen an, beſtimmte in dem Hebräiſchen mit Genauigkeit die Tonzeichen (Ac-

cente) und Punkte, und zog daraus viele Schlußfolgen.

Mit den altgriechischen Schriftstellern war er äußerst genau bekannt. Er schrieb sogar die morgenländischen Sprachen, nachdem er sich die Buchstaben aus Draht hatte machen lassen, sie betastet und häufig nachgezeichnet hatte.

Er rechnete die schwersten Aufgaben bloß mit Hülfe einiger Kerbhölzer aus, und verfertigte verschiedene schöne Tonwerkzeuge, worauf er auch selbst spielte.

Die Feinheit seines Gefühls und Gehörs war außerordentlich. Zu Königsberg hielt er ein Streitgespräch über die Farben, legte dem Professor Contius in einer Abhandlung über den Regenbogen, aus, und erklärte dabei die Entstehung der Farben; doch vermochte er nicht, sie durch Gefühl zu erkennen.

Er war ein sehr fertiger Kegelschieber, schoß nach der Scheibe und traf sehr glück-

lich, nachdem man ihm zuvor durch Klopfen auf der Scheibe ihren Standpunkt kenntlich gemacht hatte. Walther und Jöcher führen noch an, daß man ihn damahls beschuldigt, er habe einen „Spiritus familiaris" gehabt. Er starb zu Königsberg, den 22sten April 1649. (Nach Baczko, den 1sten Mai). Unter seinem Bildniß lies't man diesen Doppelvers:

Schoenbergerus hic est, qui lumine captus utroque
Argos philosophos pectore mille tulit.

In der Kneiphofschen Kirche befindet sich sein Grabmahl, welches also überschrieben ist:

Hac terra requiescit Uldericus
Schoenbergerus, et artium Magister,
cum nota Sophiae; perennis olli
dulces nox oculos triennî ademit.
At natura feventior, Deusque
millenas animo facies, diemque

coelo sideribusque puriorem
succendit triplicis theatra mundi.
Rerum ortus obitusque, et involucra
causarum abdita quaelibet sagaci
perlustravit acumine, et serena
mentis luce, oculoque certus hausit,
pendens cuncta fideliter trutinae.
Quid linguas Orientis hic enarrem?
quid Grajam Latiamque? Quid cicutas
chordasque artificem bonum decenti
junctura potuisse comparare?
Hoc rapto nece Phocidem universam,
ac Centone ferunt Apollinemque
involvisse, diesque lachrymarum,
noctesque officio dedisse totas.
Impendes quoque lachrymas Viator,
miratus potuisse tantum obire. —
Natus est Weydae Palatinorum, anno Dom. 1601.
Denatus Regiomonti Borussorum, anno D. 1653.

Conrad Schott.

Conrad Schott, ein blinder Orgelbauer und sehr erfindungsreicher Tonkünstler zu Stuttgardt im vorvorigem Jahrhunderte, hat zu Freudenstadt, einer Würtembergischen Stadt im Schwarzwalde, eine Orgel erbaut, an der geschrieben stehet:

Hanc ego Conradus Schottus feci organa caecus
Hic montemque sonis, ullere cuncta Deo.

Ferner meldet D. Dietrichs in seinen sonderbaren Predigten, Theil IV. S. 181, daß selbiger das ansehnliche Werk zu Ulm *), woran so viele Meister vergeblich gekünstelt hätten, im Jahr 1591 vollkommen wieder zu

*) [illegible] sagt in seiner Organoedi mechanica l. c. daß Schott innerhalb zwei Jahren diese Orgel, mit Beyhülfe des Peter Weyerwald aus Nürnberg, verfertigt habe, und sie vom [illegible] Schneider eingeweihet sey.

Quarte gebracht habe, so daß er sich damit jedermanns Bewunderung erworben habe.

Auch soll er die sehr künstliche Orgel zu Stuttgardt verfertigt haben.

Er ist 1615 im 63sten Jahre seines Alters in Kupfer gestochen worden, unter dem Namen Scevus.

Der ehemahlige Hauptmann und gegenwärtige Herr Major von Wagner besitzt dieses seltene Blatt.

Die finnischen Fürstenchöre.

Die Prinzen aus den drei Kaiserhäusern Ehja (vom Jahre vor Christus 2111), Jn' (1771) und Dschou (1124), hatten, sobald sie den Guan (die Mütze, welche man zu tragen anfängt, wenn man sein erwachsenes Alter erreicht hat) aufgesetzt, zum der Hofmeister und Lehrer fünf beständige Aufseher. Außer diesen befanden sich bei den Prinzen

Blinde und Jaga oder Tonkünstler.*). Die Blinden machten gute sittliche Verse und Lieder singen, und die Jaga dazu spielen.

John Stanley.

John Stanley, Master of the Music, oder Vorsteher des Königlichen Tonspiels zu London, war gebohren daselbst 1712, und hatte das Unglück, zuerst ein Auge in den Blattern zu verlieren, und dann noch, nachdem er drei Jahre alt war, ein Federmesser in das andere zu fallen, so daß er auf seine Lebenszeit stockblind blieb.

Dessen ungeachtet war er während der Zeit seines ganzen Lebens der größte Orgelspieler zu London, und schon in seinem vier-

*) Zu bedeutet Einklang d. i. Übereinstimmung und Tonkunst.

zehnten Jahre wurde er der erledigten Orgelerstelle an der Society of the temple und der Andreas-Holborn Kirche zu London, nach seiner abgelegten Probe, vielen andern vorgezogen, ohne daß die Richter wußten, welchem Bewerber sie ihre Stimme gaben. Dies geschah 1726 den 28sten August.

Nach der Zeit wurde er zum Anführer der Königl. Hofkonkunß erwählt, welche aus 24 Mitgliedern besteht, und vom Staate unterhalten wird. Der Anführer hat 100 Pfund Sterling jährlichen Gehalt; dafür hat er in jedem Jahre zu des Königs Geburtstage einen Hochgesang (Ode) und zwölf Fährtanzstücke (Menuetten) zu setzen.

Stanley hat dies bis an seinen Tod gethan, indem er sich einen Menschen hielt, der dasjenige in Noten setzte, was er ihm auf dem Klaviere vorspielte.

Es waren aber nicht seine eigenen Tondichtungen allein, welche er leitete. Man

weiß, daß er den Händelschen Messias von 1769 bis 1777 ununterbrochen jährlich mit allgemeiner Zufriedenheit durch eine große Tonkünstlergesellschaft aufgeführt und geleitet hat.

Endlich starb er am 20sten Mai 1786 zu London, bedauert und betrauert.

Sein Gedächtniß war höchst bewundernswürdig: indem er nicht allein alles, was Händel gemacht hatte, seine Einleitungen, Tonspiele, Gesänge (Arien), Klangstücke u. s. w. auswendig spielte, sondern sogar von jedem Stücke die Zahl und den Band anzugeben wußte, in dem es stand.

Übrigens war er ein munterer und gutmüthiger Mann, und ein besonderer Freund vom Kartenspiele, die er durch unmerkliche Nadelstiche zu unterscheiden wußte. Sein Bildniß ist zu London vortrefflich in Wegenform gestochen.

Von

Von ſeinen geſtochenen Werken ſind folgende in Deutſchland bekannt:

1) VI Concertos, in seven Parts par four Violins a Tenor Violin, a Violoncello, with a Thorough Bass, for the Harpsicord. London.

2) VI Concerti a 7 Stromenti, a Violino à Traverso I. del Concertino, Violino II. concertino, Violino I. e II. Ripieno, Viola, Organo e Violoncello obligato. Opera II. Amsterdam.

3) VIII Sonat. per Flauto e. B. Opera I. London.

4) VI Flötenalleinſpiele Op. IV. ebendaſelbſt.

Fräulein von Steinecker.

In den Jahren 1790 und ſpäter lebte, wie mir ein Bekannter erzählte, zu Roſenfelde bei Greifenhagen in Pommern ein Fräulein von Steinecker, welches ſeit früher Kindheit das

Licht der Augen verlohren hatte, die aber dennoch durch ihre Geſchicklichkeit auf dem Forte-piano auch ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen habe; dieſe ſpielte alles nach dem Gehör. Ob ſie jezt noch am Leben iſt, weiß ich nicht.

Johann Adam Ströhl.

Johann Adam Ströhl, ein blinder Waldhornbläſer und Kammercomponiſt Graf Heinrichs XXV. um's Jahr 1740; war geboren zu Tullſtedt, unweit Langenſalza 1703, und war ſo unglücklich, im erſten halben Jahre ſeines Lebens, durch die Blattern ſeines Geſichts gänzlich beraubt zu werden.

Als er das zehnte Jahr erreicht hatte, machte ſein Vater, welcher bei der Mainziſchen Beſatzung in Erfurt Feldpfeifer (Hautboiſt) war, einen Verſuch, ihm das Waldhorn zu lehren: und er gelang.

Denn der junge Künſtler brachte es auf dieſem Blaszeuge ſo weit, daß, nachdem er ſich in mehreren groſen Städten mit Beifall hatte hören laſſen, ihn Graf Heinrich XXV. zu Gera in ſeine Dienſte nahm.

Walther ſetzt hinzu: Seine Stärke ſey ungemein geweſen; und er habe ſich die ſchwerſten Tonſpiele aufſetzen laſſen, und ſelbige geblaſen.

Joſeph Strong.

Im Jahre 1798 ſtarb in England der blindgeborne Weber, Joſeph Strong, aus Carliſle gebürtig.

Er verfertigte im zwanzigſten Jahre jedes ſeiner Kleidungsſtücke.

Um einſt die Dom(Kathedral)orgel zu beſuchen, öfnete er ſich in der Nacht die Thüren der Kirche und der Orgel. Er bekam darüber einen Verweis, durfte ſich indeſſen nun mit der Orgel näher bekannt machen, und baute ſogleich

ein Orgelwerk für die Kirche auf der Insel Man, und machte in der Folge noch eine Menge von Kunstgemälden und Werkzeugen.

Thamyris,

oder Thamyras, Philammons Sohn, und der Argiope, oder wie sie auch andre nennen, der Arsinoe. Er wurde in Thrazien bei den Odrysen geboren, als sie sich von dem Parnasse, wo sie sonst gewohnt, dahin gewendet hatte, nachdem sie zwar Philamon entehrt, allein nachher nicht heirathen wollte.

Er lebte noch vor Homers Zeiten *), und galt für einen der besten Dichter und Tonkünstler seiner Zeit; weswegen ihn auch die Skythen zu ihrem König gemacht haben.

Er war der erste, der auf den Pythischen Singspielen den Preis davon trug,

*) Hom. Il. B. V. 594

worüber er auch sehr hochmüthig und eingebildet wurde. Er verlohr zuletzt durch eine Krankheit seine Augen, worauf er seine Leier in den Fluß warf. Er hat die dorische Singweise erfunden, welche D zum Grundtone hat, und deren Weise, nach der tiefen Mittel- (Tenor-) stimme zu rechnen, zwischen dem d und d̄ enthalten ist. Welche Verdienste er auch hat; so soll er doch einen ärgerlichen Lebenswandel geführt, und die unschuldige männliche Jugend verführt haben.

Man sagt, daß, als er einst von Öchalia kam, und ihm die Musen bei Dorion begegneten, er die Kühnheit gehabt, sie auf einen Wettstreit auszufordern: mit der Bedingung, daß, wenn er sie besiegen würde, jede von ihnen sich einmahl in seinen Willen bequemen sollte; wo er aber von ihnen besiegt würde, sie auch mit ihm thun möchten, was sie wollten. Sie waren es zufrieden. Da er nun von ihnen besiegt ward, beraubten sie ihn nicht nur aller Zä-

higkeit zu ſingen, ſondern auch des ſo nothwendigen Sinnes des Geſichtes ſelbſt. Am glaublichſten iſt es, daß Thamyris ſeine Augen durch Krankheit oder ſonſt zufälliger Weiſe verlohren habe. In des Fabricii Bibl. Gr. lib. I. c. 35. lieſ't man folgendes: Alii, non cum omnibus, sed cum una Musarum certasse, affirmant, proposito, si victor abiret, praemio nuptiarum, daß er nämlich nur mit Einer Muſe ſich in einen Wettſtreit eingelaſſen hätte, nach dem Verſprechen, ihn zu heirathen, wenn er den Sieg davon tragen würde. Es wird auch daſelbſt der Bildſinn der Fabel angeführt, ſo wie ſie Johannes Tzetzes Chil. 7, hist. 168. erklärt:

Daß er nämlich ein ruhmſüchtiger, eingebildeter Dichter und Tonkünſtler geweſen ſey, und weil ſeine Arbeiten verlohren gegangen ſind, deswegen ſey er, als ein von den Muſen blind gemachten Sänger angegeben worden. Die Sache liegt zu weit in dem Dunkel des

Alterthums, als daß man hierüber etwas Genaues wiſſen könnte. Plato erdichtet, ſeine Seele wäre nach der Verwandlung in eine Nachtigall gefahren. Er hat ein Gedicht von dem Krieg der Titanen wider die Götter, wie auch ein großes Gedicht in fünftauſend Verſen von der Götter- oder Welt-Entſtehung verfertigt.

Johann Tugend.

Johann Tugend, ein ſeit ſeiner erſten Kindheit blindgewordener Meiſter auf der Harfe und Tondichter für dieſes Saitenſpiel; geboren zu Preßburg in Ungarn am 17. Juni 1770.

Er bekam zu Brüſſel auf Koſten der Herzoginn Chriſtine von Sachſen-Teſchen fünf Jahre lang Unterricht von Schors und Godechalke auf der Harfe, und iſt ſeitdem beſtändig auf Reiſen.

Esther Elisabeth Velkiers.

Esther Elisabeth Velkiers, eine berühmte blinde Gelehrte und Großkünstlerinn im Gesange und auf dem Flügel, war geboren zu Genova 1640. Sie war noch nicht ein Jahr alt, als sie aus Nachlässigkeit einer Magd zu nahe an einen heißen Ofen kam, und dadurch im Augenblick fast gänzlich ihres Gesichts beraubt wurde, und nur mit dem einen Auge ein ganz Weniges sehen konnte.

Während der Zeit, daß sie heranwuchs, bemerkte ihr Vater eine außerordentliche Neigung zum Lernen an ihr. Er lehrte ihr also den Gebrauch der Buchstaben mittels eines aus Holz geschnittenen Abece's, und fuhr darauf fort, sie in der lateinischen, deutschen, französischen und italischen Sprache zu unterrichten.

Nachdem sie diese gefaßt hatte, fing sie an, die Größenlehre, Vernunftforschung und Gottesgelehrtheit zu treiben, und machte in

allen dieſen Wiſſenſchaften, ſo wie in der neuern Staatskunde, die ſie ſehr inne hatte, ſo große Fortſchritte, daß ſie die Bewunderung der größten Gelehrten auf ſich zog. Auch konnte ſie leſerlich ſchreiben.

Während der Zeit, daß ſie dieſe höheren Wiſſenſchaften trieb, machte ſie auch einen Verſuch in der Tonkunſt. Hierbei kam ihr ihre angenehme Stimme, ſo wie ihre vortrefflichen Anlagen überhaupt ſehr zu ſtatten, indem ſie in Kurzem die Zuhörer durch ihren Geſang eben ſo ſehr bezauberte, als ſie ſelbige durch ihre Fertigkeit auf dem Flügel in Verwunderung ſetzte. Sie tondichtete ſogar. Ihre Arbeit iſt aber nach und nach verloren gegangen, ſo daß man gegenwärtig nichts mehr davon antrifft.

Viehweger.

Viehweger, geboren zu Mohrungen, im

Dezember 1769, warf im siebenten Jahre beim Kinderspielen eine gläserne Kugel auf den Boden, um sie absichtlich zu zersprengen. Einige Glassplitter beschädigten das eine Auge, und die dadurch veranlaßte heftige Entzündung raubte ihm auch das andere.

Zum Unterrichte seines Bruders hatte sein Vater, der ein Tonkünstler war, ein Klavier angeschafft. Er fing an, sich damit zu beschäftigen, und so wurde hierauf sein Tonsinn rege gemacht und ausgebildet. Er spielt beinahe alle Tonwerkzeuge, vorzüglich Klavier und Harfe, lehrt Andern die Noten kennen, tondichtet und behält sehr schnell, was ihm vorgesungen und vorgespielt wird.

Er geht ohne Führer, fühlt durch den Druck der Luft und den verschiedenen Ton seiner Tritte, in der Nachbarschaft große Gegenstände, und findet leicht jeden ihm bekannten Gegenstand.

Durch Vorlesung hat er sich manche wis-

senschaftliche Kenntnisse erworben, hat von Gegenständen, die in der Anschauung liegen, z. B. der Gestalt der Länder, richtige Vorstellungen.

Einige Begriffe aus der Anschauung sind ihm noch übrig geblieben, und durch Vergleichung damit erwirbt er sich Begriffe von neuen Gegenständen, und ist im Stande, verschiedene kleine Arbeiten, wie z. B. nähen, eine Nadel einzufädeln u. dgl. zu verrichten.

Esther Elisabeth von Waldkirch.

Esther Elisabeth von Waldkirch, geboren im Jahr 1662, Tochter eines Kaufmanns aus Schafhausen, der zuletzt zu Genf wohnte, war durch eine Augenkrankheit blind geworden, von der sie seit dem Alter von zwei Monaten angefallen war. Dennoch strebte ihr Vater, ihren Geist durch die schönen Wissenschaften zu bilden, so daß sie in ihrem funfzehnten Jahre

vollkommen und gleich gut deutsch, lateinisch und französisch sprach. Sie redete gewöhnlich lateinisch mit ihrem Vater, französisch mit ihrer Mutter, deutsch mit Deutschen. Sie wußte fast die ganze heilige Schrift auswendig, war sehr bewandert in der Weltweisheit, und spielte die Orgel und die Geige. Die Art, wie sie nach der Erfindung ihres Vaters schreiben lernte, ist folgende:

Man ließ ihr auf ein Brett alle Buchstaben des Abece's eingraben, tief genug, um die Gestalt derselben mit den Fingern fühlen und die Züge mit einem Bleistift verfolgen zu können, bis sie die Zeichen von selbst abbilden gelernt hatte. Dann ließ man ihr einen Rahm machen, der ihr, wenn sie schreiben wollte, das Papier festhielt und ihre Hand führte, um gerade Zeilen zu machen. Sie schrieb mehr mit Bleistift als mit Tinte, welche ihr Papier beflecken, oder ausgehend, ihr die Worte unvollendet lassen konnte. So

ſchrieb ſie oft in den drei genannten Sprachen Briefe an ihre Freunde.

Wendt.

Als ich noch in Berlin war, hatte ich das Vergnügen, an dem blinden franzöſiſchen Orgelſpieler an der Kloſterkirche, Wendt, einen Freund und Kunſtgenoſſen zu haben, von dem ich folgendes niederſchreibe. Sein rechter Vater war der ausfertigende Geheimſchreiber bei der Tabacksverwaltung zu Berlin, Helmbrecht, der ihm acht Tage nach der Geburt die Namen Friedrich Chriſtoph Franz ertheilen ließ. Er verlohr nach dem achten Tage ſeines Lebens das Geſicht, hatte aber noch einen Schein auf dem einen Auge bis zum fünf und zwanzigſten Jahre.

Durch Fleiß und Luſt zur Tonkunſt hat es dieſer Mann außerordentlich weit gebracht. Er ſpielt Mandoline, Harfe, bläſ't die Gell-

flöte (Klarinett), das Mundhauchſpiel *) und die Flöte ganz beſonders gut, und ſpielt fertig Orgel und Klavier.

Sein Gedächtniß iſt ungemein ſtark. Als franzöſiſchem Orgeler ſind ihm alle franzöſiſchen Pſalme und Lieder bekannt; er führt aber auch außerdem noch eine Menge deutſcher Kirchenweiſen, großer Orgelſtücke von Kirnberger und Bach, und eine Anzahl von Veränderungen für die Flöte, im Kopfe. Im Jahre 1798 erfand er ein türkiſches Spiel (Janitſcharen-Muſik), wo durch ein einziges Triebwerk alle Feldſpiele dargeſtellt und durch ihn allein betrieben werden. Er ließ ſich auf dieſem Tongewerke in Charlottenburg vor dem Königl. Hauſe, und noch an verſchiedenen Orten hören, z. B. in Berlin und Danzig. Auch hat er ſich vorgenommen, eine Reiſe

*) Die Mundharmonika, im gemeinen Leben Maultrommel oder Brummeiſen genannt.

nach Dessau, Leipzig und Wittenberg, im Frühjahr zu unternehmen.

Er hat ferner ein wohlklingendes Geläute von großen, mittleren und kleinen sogenannten Glocken erfunden; ich sage sogenannten, weil wirkliche Erzglocken dabei nicht im Spiele sind, sondern diejenigen Gestalten, die ich Glocken nennen will, bestehen aus pappenen Büchsen oder kleinen Trommeln, deren Größe sich nach dem Verhältniß der Töne richtet. Die untere Seite derselben ist mit einem Felle überspannt, die obere hingegen offen. Die offne Seite hängt man an das Glockengerüste, und an die untere stark gespannte Seite befestigt man in der Mitte des Felles an einem Pferdehaare eine Stahlstange. Schlägt man mit einem hölzernen Klöppel nun an diese schwebende Stange: so hört man einen schönen Glockenton. Mehrere solcher genau im Zuklange gestimmter Glocken geben, bei einem gewissen, zeitmäßigen Anschlage, ein

schönes, ziemlich vollständiges Geläute. Die angenehme Wirkung, die dies hervorbringt, übersteigt weit die Kosten dieser einfachen Erfindung. Es ist indessen Schade, daß diese Erfindung bis jetzt noch keinen Nutzen gewährt. Indessen ist eine seiner frühern Erfindungen sehr wohlthätig, und verdient den Dank aller Blinden.

Er hat nämlich fühlbare Tonschrift für Blinde erfunden, die er Haken-Noten nennt. Es sind dies gedrehte Eisenstifte, die das Gefühl wegen ihrer verschiedenen Form leicht von einander unterscheiden kann. Als eines Notenplans bedient er sich eines kleinen Gerüstes, das aus verschiedenen übereinander liegenden Querstangen besteht, deren jede einen Versatz *) darstellt, woran man die Haken

*) In einigen Gegenden Deutschlands sagt man für Strofe, Gesätzchen, wie ehemals die Meistersänger sie nannten.

Haken befestigt oder wieder abnimmt. Um diese Haken- oder Tonschrift desto leichter zu befestigen, hat Wendt ein Kästchen mit verschiedenen Fächern, in denen alle Haken von einem der Buchstaben c d e f g a h liegen, das wie der Schriftkasten der Buchdrucker beschaffen ist. Die halben Töne sind dabei auch nicht vergessen.

Diese Erfindungen habe ich in der Leipziger musikalischen Zeitung Seite 721. Jahr 1804, Monat Juli beschrieben.

Ausser den tonkünftigen Erfindungen hat Wendt mehrere andre nützliche Einrichtungen und Erfindungen ersonnen, z. B. ein bequemes Zwirngetriebe, zum Klöppeln, für seinen eigenen Gebrauch.

Er ist verheirathet und lebt zufrieden und froh; er würde indessen noch froher leben, wenn sein Amt ihn reichlicher ernährte.

Xenokritos

wurde zu Lokris, einer Stadt in Unteritalien geboren, und kam blind auf die Welt. Er lebte zu Lakedämon, und wurde noch vor dem trojischen Kriege berühmt. Er war ein guter Dichter und Tonkünstler, verfertigte viele Lieder zu Ehren der Götter, erfand auch eine Art Loblieder, Päane genannt, und vornemlich dem Preise des Apoll und der Diana gesungen. Er übte sich aber vor allem andern in Heldengedichten, und seine Lieder besangen das Lob der Halbgötter und Helden. Sie wurden von Einigen auch Dithyramben genannt, wie Plutarch in seiner Musika meldet. Ausserdem hat dieser blinde Mann das Verdienst, die Tonkunst zu Sparta wieder hergestellt zu haben.

Ziegenhorn,

der Sohn eines Kaufmanns zu Eisleben in

der Grafschaft Mansfeld, ebendaselbst geboren ums Jahr 1750, verlohr durch die Blattern im fünften Jahre seines Lebens beide Augen, hatte aber dessenungeachtet eine große Anlage zur Tonkunst, so daß er von seinem Lehrmeister, dem damaligen Orgelspieler Hasbach, bei der St. Andreaskirche zu Eisleben, mit gutem Erfolge Klavier und Orgel, und für sich selbst die Harfe lernte, auch öfters für Vorsänger und Orgeler die Orgel beim Gottesdienste zu spielen im Stande war, welches zu Eisleben und in dem benachbarten Volkstädt geschahe. Er behielt, vermöge seines starken Gedächtnisses große Klangstücke, die er auch mit vieler Fertigkeit vortrug. Jetzt wohnt er zu Groß-Leinungen in Thüringen bei seinem Bruder.

Anhang.

1) Einige Zusätze.

2) Verschiedene Gedichte.

Nachtrag zu Fr. v. Erlach.

Jener Aufsatz war schon abgedruckt, als mir das Februarstück der Berlinischen Monatsschrift 1807 zukam, in welchem (Seite 98 bis 102) der würdige Nicolai einige Nachrichten über diesen blinden Tonkünstler beibringt. Was zur Ergänzung und Berichtigung dient, sei mir erlaubt, dorther zu entlehnen.

Sein Vater war Siegmund von Erlach, Hauptmann der Schweizergarde König Friedrichs des Ersten und Oberster von dem Heere. Der berühmte Pesne hat ein herrliches Geschlechtsstück dieses Erlach mit Gemalinn und Kindern in Lebensgröße gemalt, worauf auch unser Friedrich als Kind vorgestellt ist. Dieses Gemälde besaß der Prinz Heinrich, Bruder

Friedrichs des Zweiten. Im Jahre 1732 hielt sich Erlach in Eisenach auf. Nicolai hörte, er sei erst in seinen Jünglingsjahren blind geworden, und sah ihn in den Jahren 1754 bis 1756 in Berlin, wo er sich schon seit einigen Jahren aufhielt. Es war damals bei dem Domorgelspieler Sack wöchentlich ein Tonspiel, wozu erlesene Tonfreunde sich versammelten; denn obgleich schon zu der Zeit in berlinischen Einzelhäusern Sang und Klang gehört wurde, so hatte diese Hauptstadt doch kein öffentliches Ton-, nicht einmal ein öffentliches Schauspiel. In jenem Tonspiele hörte Nicolai Herrn von Erlach oft. Er spielte das Klavier frei und mit großer Fertigkeit, mit erhabenem Ausdrucke, und seelenvoller Empfindung, worin er, wie gerade sein Gemüth gestimmt war, abwechselte. Hernach spielte er auf der Schnabelflöte *). Aus diesem mit

*) Flûte à bec oder Flûte douce. Der gründ-

Unrecht ganz vernachläßigten Tonwerkzeuge wußte er einen verhältnißmäßig sehr starken und dabei sehr lieblichen Ton zu ziehen. Er hatte dreistimmige Stücke, für seine Schnabelflöte, eine Geige und einen Flügel gesetzt, worin jedes dieser Spiele nach seiner eigenthümlichen Art, meisterhaft behandelt wurde. Nicolai erinnert sich besonders noch eines solchen Dreispiels, wo die Geige wechselsweise gedämpft war und wieder stark, zugleich mit dem Flügel rauschte, wozwischen die Flöte lieblich klagend einfiel, welcher dann die wiederum gedämpfte Geige sanft nachtönte. Aber ganz einzig in seiner Art war sein Spiel auf zwei der gedachten Flöten zugleich. Sie waren von schönem Ebenholze, zusammen befestigt und von ungleicher Länge. Es ist un-

---

liche Nicolai weis't nach, daß jener deutsche Name von den Tonkünstlern schon vor Zeiten zum Gegensatz der Querflöte gebraucht worden ist.

glaublich, welchen Reichthum von Gedanken und welche fremde Gänge er hervorbringen konnte, indem er bald abwechselnd eine Flöte allein, bald beide zusammen blies.

Die Querflöte hat er um diese Zeit nicht gespielt, noch weniger das Hochholz, dessen Rohr dem Ansatz auf seiner Lieblingsflöte, worauf er sein Spielen so eifrig ausgesonnen hatte, wohl nicht zuträglich gewesen wäre. Geige und Beingeige kann er in jüngern Jahren auch versucht haben, aber in seinem gesetzten Alter hat er vermuthlich deshalb sie ganz wieder verlassen, weil er fand, daß es schon genug sey, auf zwei Tonwerkzeugen es zu so sehr großer Vollkommenheit zu bringen. Damal, ungefähr in seinem sieben und vierzigsten Jahre, mag er auch wohl nicht mehr gesungen haben; wenigstens sang er nicht im Tonspiele bei Sack, ungeachtet Singestimmen darin fehlten. Am allerwenigsten hat er das Waldhorn und die Trompete mit dem Munde

nachzuahmen geſucht. Erlach war auch ſonſt ein ſehr wohlunterrichteter Mann, und ſeine Geſpräche gewährten Reiz und Unterhaltung. Er war von ſtarkem Körperbau, aber ziemlich dick. Dieſes, und daß er, wegen ſeiner Blindheit, ſich nicht viel Bewegung machen konnte, war vielleicht Urſache, daß er kein hohes Alter erreichte.

Johann Friedrich Wilhelm Eſcher,

eines Raſchmachers Sohn, aus Berlin, hat als ein Kind von drittehalb Jahren durch bösartige Blattern das Geſicht eingebüßt, ſo daß die Augenſterne gänzlich fehlen. Er iſt jetzt ſechs und zwanzig Jahr alt und hat vor zwei Jahren geheirathet. Seine Frau hat ihm eine Tochter geboren. Er ſpielt die Geige, Flöte, und als ſein Hauptſpiel die Harfe, welche er nach dem Gehör von dem Harfner Winkler in Berlin gelernt hat. Seine Frau

führt ihn in Gasthöfe und Einzelhäuser zu Festlichkeiten, Geburtstagen, Hochzeiten und Kindtaufen. Er spielt und singt, und auch sie begleitet mit ihrer Stimme sein Spiel. Besonders gern und artig tragen sie alte und neue Volkslieder vor. Ohne Armengeld zu erhalten, hat er seine noch lebende Mutter bei sich. Er wohnt in der Nagel-Gasse, Nr. 35.

Hans Knie,

geboren den 29. Jänner 1794 in Erfurt, wo sein Vater Zahnarzt war. 1805 erblindete er in Dresden an den Blattern. Gerade mit dem Einzuge des Königs (den 23. Dez. 1809) kam er in die Anstalt des Professor Zeune, nachdem er vorher ein Jahr in Pleß bei seinem Ohm, einem Gastwirthe gewesen, und des dortigen Schulunterrichts genossen hatte. Er spielt Flöte und Kniegeige, auf

welcher er sich mit dem oben erwähnten Engel hat hören lassen. Auch macht er ganz hübsche Gedichte und ist besonders ein vortrefflicher Rechner.

Tonkunde in Blindenanstalten.

Durch die Paradis, welche nach Paris kam, wurde der edle Hauy, welcher schon früher durch die öffentliche Verspottung armer Blinden auf dem Jahrmarkt von St. Ovide durch ein Hanswurstonspiel und durch einen Kupferstich darauf empört worden war, aufmerksam auf die Bildung, welche Blinde in Deutschland in Künsten und Wissenschaften schon erlangt hatten. 1784 fing er an, eine Schule für Blinde anzulegen, welche nachher in zwei Anstalten zerfiel, eine öffentliche, deren Vorsteher jetzt Herr Bertrand ist, und eine Einzelanstalt, deren Vorsteher nach Hauy's Abreise nach Rußland ein deutscher

Blinder, Professor Heilmann aus Mühlhausen ist. Die Blinden lernten darinn unter vielem andern auch Lesen der Noten und Tonkunst. Als Josef Frank 1802 in Paris war, enthielt die öffentliche Anstalt vierhundert und zwanzig Mitglieder.

Ein menschenfreundlicher Einwohner Liverpools stiftete 1790 eine Schule, wo die Blinden in Handarbeiten und Kirchenmusik (Orgel und Kirchengesang) unterrichtet wurden. J. Frank fand siebzig Zöglinge daselbst.

Durch Zusammentritt mehrerer wackern Bürger wurde in London 1800 nach dem Liverpooler Muster eine Blindenanstalt gegründet, deren Vorsteher Herr und Frau Hill sind, wo ebenfalls Kirchen-Gesang und Spiel nach erhabnen Noten gelehrt wird. Frank fand fünf und dreißig Zöglinge. S. Zeune in seinem Belisar.

Daß in der Berliner Blindenanstalt Tonkunst getrieben wird, ergeht aus diesem Buche.

Ein Gleiches bezeugt der Prof. Zeune als Ohrenzeuge von der zu Prag. Auch die zu Dresden iſt gewiß den Tönen hold.

Eine wohlthätige Geſellſchaft in Zürich geht gleichfalls mit der Einrichtung einer Blindenanſtalt um. Die Erſcheinung eines trefflichen Lehrers für Blinde kam ihr dabei ſehr zu ſtatten. Es iſt ein Herr Funk aus Nydau im Berniſchen, ein und dreißig Jahr alt, ſeit ſeinem achtzehnten Monat durch die Blattern des Geſichts beraubt, der der Züricher Geſellſchaft ſeine Dienſte anbot. Er hat vor der naturforſchenden Geſellſchaft ſehr befriedigende Proben ſeiner ſelbſterworbenen Kenntniſſe ſowol, als ſeiner Lehrgaben abgelegt. Mit einer einnehmenden äußern Bildung verbindet er eine ſeltne Fertigkeit in Handkünſten, die er zur Erfindung von mancherlei Werkzeugen und Geräthſchaften anwandte, mittels deren der Unterricht der Blinden im Leſen, Schreiben, Rechnen,

Tonkunſt, u. ſ. w. theils möglich, theils erleichtert wird. Er ſcheint auf verſchiedene Vortheile und Verbeſſerungen gerathen zu ſeyn, welche bisher unbekannt und unverſucht geblieben waren.

Das Blindentonſpiel zu Bologna.

Ohne Zweifel mußte das Blindentonſpiel der vier Blinden, welches vielleicht noch in Bologna beſteht, nicht unter die ſchlechteſten dieſer Stadt gehören, weil es von Jomelli ſelbſt und vielen andern Kennern und Liebhabern mit Vergnügen beſucht ward. Zwei der Blinden ſpielten die Geige, einer die Alt- und der vierte die Kniegeige. Sie hatten einige gute Freunde an der Hand, von welchen ſie ſich die neueſten und gefälligſten Stücke einigemal vorſpielen ließen. Jeder behielt ſein Spiel im Kopfe, und ihre Ausführung übertraf bei weitem die ihrer Vor-

Vorſpieler. Sie führten aber nicht allein Klang-, ſondern auch Sangſachen aus, als: Hochamtsſtücke, Lobgeſänge, Abend- (Vespern) und Folgeſtücke (Sequenzen), und begleiteten alsdann ihren Geſang mit ihren Tonwerkzeugen, zu welchen ſie ſich nicht allemal des Bogens, ſondern öfters zur Veränderung der Art des Klanges kleiner Schwangruthen bedienten.

Man pflegte dieſe vier blinden Tonkünſtler Glitravi orbi, und den Kniegeiger (Violoncelliſten) beſonders spaco nota im Scherz zu nennen.

Ein blinder Orgelſpieler.

Ein blindgewordener Orgeler zu Amersfort in Holland, ſpielte die Orgel ſo fertig, als zuvor, und unterſchied Münzen an ihrem Gepräge und Gewichte, auch ſogar die Farben *).

*) Was das Farbenfühlen betrift, ſo habe ich

Man konnte ihm in den Karten kein

---

diejenigen, die mich hierüber um meine Meinung gefragt haben, stets auf die Aeußerung eines gelehrten Mannes hierüber, hingeführt. Ich glaube daher, auch hier nicht unzweckmäßig das Urtheil des achtungswerthen Herrn Vorstehers, Prof. Jenne selbst anzuführen. Er schreibt in seinem Buche: Belisar, über den Unterricht der Blinden, Seite 129 also:

Herr Professor Kieswetter und Herr Nicolai wollen selbst Beispiele vom Farbentasten gesehen haben. Ich glaube, man kann diese, so oft behauptete und bestrittene Sache bejahen und verneinen, wie man will. Einen gewissen Unterschied der Oberfläche durch Farben kann man nicht ganz läugnen; so fühlt sich schwarz, weil es mehr beim Färben gebrannt wird, härter an. Ob aber der eigentliche Schunterschied gefaßt werden könne, bezweifle ich. Man stelle den Versuch so an: Man nehme Porzellantäfelchen von allen Farben, vorzüglich von den drei Hauptfarben, Regenbogenfarben; roth, gelb und blau, und lasse nun taxen.

Haun, bei seiner großen Erfahrung, hat noch

Spiel abgewinnen, und er wußte, wenn er austheilte, die Karten der Andern.

Ein blinder Schwede.

Der neun und dreißigste Band der Abhandlungen des Königl. Schwed. Gelehrtenvereins erzählt von einem Schweden, welcher in seiner ersten Kindheit blind geworden, und dennoch alle Geschäfte der Sehenden verrichten konnte.

Er verlor im dritten Jahre in den Blat-

kein einziges Beispiel gehabt, wo ein Blinder Farben hatte unterscheiden können, und mir bei meiner kleinen sind schon vier Beispiele vorgekommen, wo Blinde in dem Ruf standen, Farben unterscheiden zu können, und es nicht konnten; ja selbst von meiner Anstalt ist erzählt worden, die Blinden lernten darin Farben tasten. Wunderglaube der Sehenden und Eitelkeit der Blinden hat zu diesem Gerücht beigetragen.

tern das Gesicht, und behielt bloß einige Dämmerung von Tag und Nacht noch übrig; aber auch dieser schwache Schein verging in seinem dreißigsten Jahre völlig.

Indessen konnte er doch ohne alles Geleit selbst durch das Gehölz fortkommen, Holz zu suchen und zu spalten; Karren und Schlitten bauen, Räder machen, Fässer binden, gutes Schneideeisen schmieden und härten, Messer verfertigen, in deren Heften sich Gabeln, kleinere Messer mit kleinen Sägen befanden; sich selbst ein Haus erbauen, es einrichten; Täfelungen um die Forsten ziehen; Schnallen und Knöpfe in Formen gießen, welche er aus dem von ihm selbst ausgesuchten Sande machte; Metalle und Eisen löthen; geborstene Töpfe kitten.

Ferner verstand er Blasebälge für seine eigene und andre Schmieden zu machen; Schuhe zu nähen, selbst einzufädeln, und Leder zu gerben; die Geige zu spielen, und

Geigen zu machen; alles durchs Gefühl und durch die Übung, so daß alles eine bewundernswürdige Mittelmäßigkeit erreichte.

Noch mehr: er spielte zum Zeitvertreibe die Karten, entweder aus seinem eigenen Kartenpacke, oder man nannte ihm aufrichtig jede Karte eines fremden Spieles; und so lehrten ihm seine Fingerspitzen in einer Stunde die bemerkten Höhen oder Tiefen, Streifen, Randecken, Weiche u. dgl. Dies behielt er so gut im Gedächtnisse, daß er jede Karte mit Vortheil ausspielt und sticht. Er hält den Gang der Spiele nicht auf, welche er gelernt hat, und spielt im Vortheile.

Aber die Farben mit den Fingerspitzen zu unterscheiden, wie man von Blinden Beispiele*) haben soll: diese Fertigkeit hatte ihn viele

*) 1. Der Blinde, von welchem Boyle de coloribus erzählt, vermochte die Farben nach dem Gefühle zu benennen; aber er mußte bei dieser

leicht seine häusliche Geschäftigkeit nicht erlernen lassen.

Er konnte keine Münze am Gepräge, aber wohl am Gewichte, den Rändern u. d. gl. unterscheiden; denn seine Fingerspitzen waren durch die harten Arbeiten des Holzhauens und Schmiedens von dem zartern Empfinden entwöhnt worden. Weil er die

---

Aufgabe nüchtern seyn. Der geringste Trunk benahm seinen Fingerspitzen die Feinheit des Gefühls, des Tastsinns.

2. Der Blinde des Kundmann unterschied auf Papier und auf neuen Tüchern die Farbe.

3. Ein andrer Blinder berührte die Gegenstände überall genau, und bildete sie, vielleicht in Wachs, genau nach.

4. Ein ungenanntes Frauenzimmer unterschied besonders blau und grün; sie konnte die schwarzen Flecken an den rauhen Oberflächen der beizenden Farbestoffe und zernagten Zeuge, und die rothen als die glattesten unterscheiden.

Karten, mit denen er spielte, mit den Fingernägeln heimlich bezeichnete, so war er im Grunde ein falscher Spieler.

Ein blinder Professor zu Cambridge.

Ein Professor der Größenlehre zu Cambridge, ward in seinem ersten Lebensjahre blind, erlernte schon in seiner Kindheit die griechische und lateinische Sprache, und folgte dem Whiston im Amte nach.

Er konnte die ächten römischen Münzen von dem unächten Gepräge unterscheiden, spielte die Flöte meisterhaft, und lehrte seine Zuhörer die Sternbilder am Himmel selbst aufsuchen.

Ob er aus dem Eindrucke des Dunst- oder Luftkreises auf die Haut seines Gesichts hat wissen können, wann eine Wolke unter der Sonne wegtief, daran zweifelt der Professor Halle selbst.

Ich denke es mir, daß er durch Gestirnkenntniß seinen Schülern die Lage oder Stellung der Sterne und ihre Ortveränderung angeben konnte.

Gedichte.

Die Blindheit.

Ein Klagelied von Hrn. D. Engel.

Aus dem Archiv der Zeit 1798. September-Monat.

Sieh' ich nicht auf der geliebten Höhe,
Wo noch jüngst ich wonnetrunken stand?
Ist die Landschaft, die ich vor mir sehe,
Nicht so reizend, als ich je sie fand?
Rundet sich dies wolkichte Gewölbe
Nicht mit gleicher Schönheit um sie her?
Dennoch ist der Anblick nicht derselbe!
Denn von Gram ist mir die Seele schwer!

Ständ' ich doch vor traurigen Ruinen!
Mir gefällt die heitre Schöpfung nicht;
Denn ich komme ja von Rudolphinen,
Meiner armen Freundinn ohne Licht!
Schrecklicher Verluſt, den ſie gelitten!
Hier, wo ringsumher mir alles lacht —
O wie tief wird hier mein Herz durchſchnitten
Vom Gedanken ihrer ew'gen Nacht!

Edles, edles Licht! der Dinge keines
Übertrifft dich an Vortrefflichkeit,
Als das Leben, das ſich deines Scheines,
Deines ſegenvollen Scheines, freut.
Sollte deiner die Natur entbehren,
Was, was wäre da wohl die Natur?
Ach! Trotz aller Harmonie der Sphären,
Ein Syſtem von todten Wüſten nur!
Wo du fehlſt, da brütet gleich Verderben!
Jede Pflanze, deiner nur beraubt,
Neiget bald, um traurig hinzuſterben,
Krank und kraftlos ihr verblichnes Haupt.

Auch der neugeborne Säugling ſchmachtet,
Sich des eignen Seins noch unbewußt,
Seiner Sinnen-Stumpfheit ungeachtet,
Schon nach dir, wie nach der vollen Bruſt.
Ehe noch ſein Ohr nach holdem Klange
Hinzuhorchen allgemach beginnt;
Ehe noch der mütterlichen Wange
Süßes Lächeln ſeinen Blick gewinnt;
Eh' er ſelbſt noch der getreuen Amme
Je gelächelt, weidet er bereits
Seinen Blick ſo gierig an der Flamme,
Als am Golde der betagte Geiz.
Hüpfend und mit regen Händchen ſehnet
Sich nach ihr der kleine Neuling hin;
Und wann nun ſein Auge Klagen thränet,
Iſt oft ſie nur ſeine Tröſterinn.
Denn ſchon itzt, in ſeiner zartſten Hülle,
Ahnet es der junge dürft'ge Geiſt,
Welchen Reichthum, welche Freudenfülle
Du, o Liebe! dereinſt auch ihm verleihſt.

Denn durch dich gewährt des Schöpfers Güte
Ihm der Kenntniß größten Überfluß;
Und durch dich dem lechzenden Gemüthe
Aller Schönheit seligen Genuß.
O wie sehr erweiterst du die Schranken
Seines Daseins! Nur durch dich erhält
Die Vernunft den göttlichen Gedanken
Einer großen sonnenvollen Welt.
Und so muß dem kleinen Geist gelingen,
Was sein himmlischer Beruf ihm heißt:
Sich hinauf — o sich hinauf zu schwingen
Zu dem unermeßlich großen Geist!
Licht! du bist das Element der Freude!
Deiner Strahlen Lieblichkeit verscheucht,
Selbst von öder und verdorrter Haide
Jenen Gram, der sonst dort ewig schleicht.
War nun über mir der große Bogen
überall von Wolken, dick und schwer
Mein Gemüth von Düsterheit umzogen,
Mürrisch-kalt und aller Freude leer:

Wie durch einen Wink der Allmacht eilte
Dann oft mit dem erſten Sonnenblick,
Der des Himmels grau Gewölk zertheilte,
Heiterkeit in mein Gemüth zurück.
Und du Freundinn! — O mit Widerſtreben
Und mit Pein gedenk ich ſtets daran!
Lichtgenuß iſt mir das halbe Leben:
Ja, das Leben wäre mir alsdann,
Wann der Sinne edelſter mir fehlte,
Nur empfundner Tod! und o gewiß;
Eh' ich dieſe Finſterniß mir wählte,
Wählte' ich mir des Grabes Finſterniß!
Jedem Laute ſei mein Ohr verſchloſſen!
Es durchwürze rings um mich die Luft,
Ungemerkt von mir und ungenoſſen,
Jeder Weihrauch, jeder Blumenduft!
Für den Reiz erwünſchter Leckerbiſſen
Sei durchaus der Gaumen mir beraubt!
Sei mir jedes Sinnenglück entriſſen;
So mir nur ein helles Aug: bleibe!

Zwar, der höhern Freuden zu entbehren,
Die des Umgangs edler Unterricht
Und der Tonkunst Zauberer gewähren;
Nie zu hören, was die Liebe spricht;
Und gefoltert von den Argwohns Wehen,
Nur zu leicht in jedem schlauen Blick,
Jedem Lächeln Spöttrei zu sehen:
Dies ist auch ein trauriges Geschick!

Aber ach! Im Dasein noch hienieden,
Nie sich mehr des Lichtes zu erfreun,
Und, von allem Sichtbarn abgeschieden,
Mehr noch, als zur Hölle, todt zu seyn;
Wie vom nassen Kerker stets umnachtet
Und im schwersten eisernen Verhaft,
Ein Verbrecher nach Erlösung schmachtet,
Die doch nur der Tod ihm einst verschafft;
So mit ewig hoffnungslosen Thränen,
Denen Nichts das Schicksal nie bewegt,
Sich von jenen Reizen trennen,
Welche Blindheit grausam entzieht;

Überall von ihr, wie festgekettet,
In Gefahren angstvoll dazustehn,
Und, wenn treues Mitleid nicht errettet,
Zum Entfliehen keinen Weg zu sehn;
Eine Zeit, die unerträglich weilet,
Hinzuseufzen; eine traur'ge Zeit,
Die kein Morgen und kein Abend theilet,
Und kein schöner voller Mond erneut;
Bei der hellsten Sonne wie begraben,
Ein Gefühl von ihrer Mittagsmacht,
Und doch Mitternacht um sich zu haben,
Unaufhörlich schwarze Mitternacht;
Nur umsonst nach dem Genuß zu schmachten,
Den die höchste, schönste Kunst gewährt,
Die mit dem, was weise Geister dachten,
Unsern Geist in theurer Stille nährt:
Nie zu schauen, was das Herz erquicket;
Ach, nicht der Geliebten Angesicht!
Nicht die Hand, die da so zärtlich drücket;
Nicht den Mund, der da so freundlich spricht;

Wann nach ödem Winter nun der laue,
Grüne Lenz die Erde prächtig ſchmückt;
Nun aufs neue Wald und Flur und Aue
Jedes Auge, jedes Herz entzückt:
Dann auf dieſer ſchönen, ſchönen Bühne —
Nein! der Blindheit Jammer iſt zu groß:
Und o meine Freundinn Rudolphine!
Es iſt dein, dies jammervolle Loos!
Selbſt dem Wucherer, den das Alter krümmet;
Dem doch bald die Sonne nicht mehr glüht;
Deſſen kalte Seele nicht entglimmet,
So viel Schönheit auch ſein Auge ſieht;
Der auch blind im Golde wühlen könnte —
Blindheit wäre dem ſo ſchrecklich nicht —
Aber ſelbſt dem kalten Wucherer gönnte
Nie mein Haß ein ſolches Strafgericht!
Und nicht ihm — dir, die du weit vom Ziele
Erſt der Mitte deiner Bahn dich nahſt;
Dir, die du der Freuden noch ſo viele
In ſo heitrer Ferne vor dir ſahſt;

Deren

Deren Augen oft ſo warme Thränen
Auf die ſanften Wangen hingethaut,
Wann ſie dankbar von den Wonneſcenen
Der Natur zu Gott hinaufgeſchaut;
Dir entzog er ſeine größte Gabe!
Dir den unausſprechlich koſtbarn Sinn!
Und du tappeſt nun den Weg zum Grabe
Mit der Bürde deines Lebens hin!
Wehe dem, der nie das Licht zu kennen,
Augenlos ans Licht geboren ward!
Härter noch iſt ſein Geſchick zu nennen;
Ja! und dennoch, dennoch minder hart!
Wenn ihn nur die Sonne lieblich wärmet,
Iſt ihm wohl in ſeiner Dunkelheit
Um ihr Licht hat er ſich nie gehärmet,
Denn noch nie hat ihn dies Licht erfreut.
Aber du — Gott! in wie bittern Sorgen
Dir zuvor ſchon manches Jahr verſtrich!
Da für dich nun auch der hellſte Morgen
Immer mehr dem ſpätſten Abend glich;

Bis ſich dann zur Nacht die Dämmrung
schwärzte!
Bis an deinem Buſen dir ſogar
Das geliebte Kind, das froh dich herzte,
Arme Mutter! nicht mehr ſichtbar war!
Doch ein preiſendes Gerücht aus Weſten
Lud auch dich zu jenem Helfer ein;
Da begann dein Kummer ſich zu tröſten
Mit verheißnem künft'gen Sonnenſchein.
Manchem Auge, das der Staar verſchloſſen,
War durch ihn ein neuer Tag beſcheert;
Schon ſo mancher deiner Nachtgenoſſen
War von ihm mit Freuden heimgekehrt!
Wie begeiſtert ſah er da den Segen
Der Gefilde! Mit wie frohem Drang
Flogen ihm die Seinigen entgegen!
Welch ein Jubelfeſt war ſein Empfang!
Und auch du, die keiner Ahnung bebte,
Eileteſt mit neubelebtem Sinn —
Denn der Engel Gottes, Hoffnung, ſchwebte
Noch um dich — den finſtern Weg dahin.

Nun erſchien — o hätt' in deinem Blute
Sich doch jetzt die raſche Fluth gelegt! —
Es erſchien die wichtige Minute,
Und du harrteſt, nur zu ſehr bewegt,
Zur Beginnung eines neuen Lebens,
Auf das Schöpferwort: Es werde Licht! —
Armes Weib! du harreteſt vergebens
Auf dies Schöpferwort! Gott ſprach es nicht!
Nun erloſch der letzte Reſt von Schimmer!
Nun umgab dich volle Finſterniß!
Und der Engel wich von dir auf immer!
Und die ew'ge Nacht war dir gewiß!
Mußte dies den Augen widerfahren,
Die ſo groß, ſo heiter und ſo ſchön,
Treue Zeugen einer Seele waren,
Deren Adel wir im Unglück ſehn?
Jenen Augen, deiner größten Zierde,
Die mich oft ſo liebreich angelacht?
Daß ein Meſſer ſie vertilgen würde,
Das, das hätte nie dein Freund gedacht!

O wie traurig ſie dem Antlitz fehlen!
O mit welchem Schauder ſieht man da
Ein paar dunkle, ein paar todte Hölen,
Wo man ehmals Glanz und Leben ſah!
Daß ich nichts vermag, als mich zu kränken!
Daß umſonſt hier dieſe Thräne rinnt!
Könnt' ich meiner Augen eins dir ſchenken;
Wahrlich, morgen wärſt du nicht mehr blind!
Und ich nähme keines Feldherrn Beute
Für den ſchönen köſtlichen Verluſt!
Gott! ich drückte dann dich Hocherfreute
Hocherfreut an meine ſtolze Bruſt!
Nein! Verſünſtert ſollen deine Tage
Elend, elend ſoll dein Leben ſeyn!
Großer Gott! — Doch wie? Mit frecher Klage
Will mein Gram ſo laut gen Himmel ſchrei'n?
Sch ich deinen Gram doch ruhig ſchweigen,
Edles Weib, die du berufen biſt,
Durch ein groſſes Beiſpiel uns zu zeigen,
Wie ſo liebenswerth die Tugend iſt.

Sie, die meinen Geiſt oft hocherhoben,
So viel Schmerz dein Anblick mir gemacht,
Strahlt in deiner Blindheit, wie dort oben
Sirius in einer heitern Nacht.
Gleich gefaßt, dein Schickſal zu verſchmerzen
Keinen Augenblick darauf erboßt,
Sannſt du nur auf Troſt für unſre Herzen,
Und dein Heldenmuth war unſer Troſt.
Ja! Als ob dir wohlgeholfen wäre,
Weihteſt du dem Manne warmen Dank,
Stritteſt du gerecht für deſſen Ehre,
Dem bei dir die Hülfe nicht gelang.
Edles Weib! das alle Klagen hemmte
Bloß ein Wunſch, den Zärtlichkeit gebar,
Drang aus deiner Bruſt, die er beklemmte,
Ach! ein Wunſch, der ſo genügſam war!
„Sollt' ich nur, o ſollt' ich nur zuweilen —
„Nimmer wollt' ich mehr von Gott erflehn —
„Meines Gatten Wonne mit ihm theilen!
„Nur zuweilen meine Kinder ſehn!

„Ja! nur einmal noch die Seelenweide! —
„Meine Jüngſten kennt ja bloß mein Ohr —
„Nur noch einen Blick voll Mutterfreude
„Erſt auf ſie und dann zu Gott empor!"
Ach! der kleine Wunſch hob fromm und leiſe
Sich zu Gott, und Gott erhört ihn nicht;
Weil durch Allmacht nimmer der Allweiſe
Seiner Schöpfung große Kette bricht.
Aber wie? muß ich dich elend denken?
Nein! O nein! dem Gnädigen ſei Preis!
Der ſelbſt der Verzweiflung Muth zu ſchenken,
Selbſt den Jammer zu beglücken weiß.
Blickt er nicht mit ſegnendem Erbarmen
Auf dich, edle Dulderinn, herab?
Iſt es ſeine Hand nicht, die dir Armen
Große Kraft zu großem Kampfe gab?
Denn dein ſtarkes Herz, nur erſt entbunden
Von der Angſt der Unentſchiedenheit,
Hat auch bald den Kummer überwunden,
Der hinfort den Angriff nicht erneut;

Und der Friede, der es nun belohnet,
Wird durch keinen Anblick je gestört,
Der ein Herz, das noch den Augen frohnet,
Zur Begierde, zum Verdruß empört,
Wie so sanft es dein Gemüth durchdringet,
Daß die wehmuthsvolle Liebe jetzt
Fester noch, als ehmals, dich umschlinget,
Und so zärtlich deine Wange netzt!
Und daß theure Kinder dich umgeben,
Die beseelt von der geliebten Pflicht,
Dir dein Leiden zu versüßen streben;
Wie versüßet dies dein Leiden nicht!
O du feierst auf geliebtem Lande
Noch den Lenz, und findest noch ihn schön!
Deinen Lenz! Nicht den im Prachtgewande!
Nicht den Lenz der Augen! Aber den,
Der dem Blüthensinn balsam'sche Düfte,
Der des Lebens laute Fröhlichkeit
Dem Gehör, und lieblich-laue Lüfte
Dem Gefühle zur Erquickung beut.

Durch die regſte Thätigkeit zum Staunen,
Durch die ſtrengſte Sorge für dein Haus
Banneſt du den Dämon böſer Launen,
Füllеſt du der Stunden Leerheit aus.
Oder, wann nun Stille dich umgiebet,
Schweift dein innrer Blick, mit freier Kraft,
Auf den Scenen, die du ſonſt geliebet,
Und die jetzt die Phantaſie dir ſchafft.
Von der Andacht Freude nun entglommen,
Spricht dein Geiſt den Sinnenfreuden Hohn.
Denn die holde Tröſterinn der Frommen,
Deine Freundinn, die Religion,
Sichert dir der Gottheit volle Gnade,
Sichert hohe Seligkeit dir zu,
Und begleitet auf dem dunkeln Pfade
Dich getreu zu jener ſanften Ruh.
Und dereinſt! — o Freundinn! dich bekümmert
Nicht die Finſterniß im Todesthal!
Denn bereits bei ſeinem Eingang ſchimmert
Dir des großen Tages erſter Strahl;

Jenes Tags, der jenseits dich Verklärte,
Nach so langer, traur'ger Nacht, umstrahlt,
Und den Gram, der hier dein Herz beschwerte,
Dir mit Freuden ohne Maaß bezahlt.
Hin auf ewig sind da Nacht und Grauen!
Zu vergehn, bricht dieser Tag nicht an!
Und mit neuen Augen wirst du schauen,
Die nichts trüben, nichts verletzen kann.
Und dann schaueſt du das Glück der Deinen;
Nicht zuweilen! schaust es immerdar!
Ach! und Wonnezähren wirst du weinen,
Daß dein Leiden so vergänglich war.
Ja! dein unaussprechliches Entzücken
Wird dein Freund, auch diesem Tage wach,
Durch den Anblick seliger, erblicken!
O geliebte Freundinn, welch ein Tag!

Engel.

Räthsel von Schiller.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde?
Es giebt sich selber Licht und Glanz.
Ein andres ist's zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ist's ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.
Und kannst du den Krystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,
Er leuchtet, ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring;
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Noch schöner, als was er empfing.

Die Blindheit.

Du grauenvolle Blindheit du!
Nichts iſt als Grauen um dich her,
Ein dichter Nebel hüllt dich ein,
Du ſieheſt nicht den milden Schein,
Den uns das Weltlicht ſtrahlet her.

Du liebevolle Blindheit du!
Bei dir wird Fantaſie erſt wach,
In dir blüht eine neue Welt,
Du ſchaffſt dir ſelbſt das Blumenfeld
Und biſt darin dein eigner Schach.

Du grauenvolle Blindheit du!
Was neue Welt, was Blumenfeld?
Es iſt doch nur ein leerer Traum,
Und er zerfließt wie Seifenſchaum,
Nichts Wahres iſt in deiner Welt.

Du liebevolle Blindheit du!
Treibt doch mit Fantaſie nicht Spott!
Iſt denn auch hier nicht alles Traum?
Zergeht's nicht auch wie Seifenſchaum?
Nein, Fantaſie iſt ſelbſt ein Gott.

Du grauenvolle Blindheit du!
Du ſiehſt nicht Farben, ſiehſt nicht Schein,
Du ſieheſt nicht die hohen Lüfte,
Und nicht des Abgrunds tiefe Klüfte.
Ach, furchtbar ſtürzeſt du hinein.
Du liebevolle Blindheit du!
Du ſähſt nicht Farben, ſähſt nicht Schein?
Wer malt das Geiſterreich lebhaft?
Wer malt das Bild in voller Kraft?
Nichts als die Blindheit kann es ſeyn.
O Bragur, Bragur bleib bei mir,
Warum willſt du denn ſchon entfliehen?
O laß mir deinen Strahl doch hier!
Sonſt muß ich auch die Dichtkunſt fliehen.
Leb wohl, nicht länger kann ich weilen!
Es winkt der Odin, ich muß eilen.
Bald werd' ich, Gottheit, zu dir ſchweben
Und dich mit Zauber neu beleben.

Wilhelm Engel.

Der blinde Gärtner Martin Pflug,

in ſeinem Garten, an der Hand eines Knaben.

(Aus dem Luſtſpiel: Der blinde Gärtner; v. Kotzebue).

Ach! mein Auge iſt verſchloſſen,
Schöne Sonne, deiner Pracht!
Dennoch ſind von dir gefloſſen
Wärm' und Luſt in meine Nacht:
Der einſt dich hervorgerufen,
Der einſt ſprach: Es werde Licht!
Nimmt an ſeines Thrones Stufen
Mir den Schleier vom Geſicht.

Der blinde Martin Pflug.

Den Stab des Blinden magſt du rauben,
Nur ſeinen feſten, tröſtlichen Glauben,
Nur ſeine Hoffnung raub' ihm nicht!
Auf ſie geſtützt, an ihrem Stabe,
Und ſtünd' er auch am offnen Grabe,
Bring ihm kein unwillkommnes Licht. —

A. von Kotzebue.

Der Blinde an sich selbst.

Ist gleich die Sehkraft meinem Aug' entzogen,
So bleiben mir Gefühle zugewogen,
Und Kraft genug, um viele meiner Pflichten
Treu zu verrichten.

Ich höre noch, wann frühe Lerchen singen,
Den jungen Tag zu mir sich aufwärts schwingen;
Hör' ihn im Lied der späten Nachtigallen
Herniederwallen.

Mich laben noch der Blumen süße Düfte,
Die Morgenkühle und die Abendlüfte;
Auch kann ich noch an meines Nächsten Freuden
Die Seele weiden.

v. Baczko.

Der Geſchmack.

Das Geſicht.

Das auszudrücken, was er empfindet, denkt,
Wenn ſich mit ſeinem Reiz' ihm das Schöne zeigt,
Rohr unter uns der Geiſt; doch welchen?
Ah ich erröthe, den Sinn der Schwelger!
Ich ward verſchmähet! Aber er war es ja
Auch nicht der Geiſt der Alten, der auserkohr;
Der Neuern war's! und dieſem mag wohl
Stärkung des Heerdes zum Fluge noththun.
Mich, mich verſchmähen? dem an dem Walde ruht
Die Morgenröthe, dem in der Frühe Thau,
Umringt von allen Blumen, allen
Farben, ſich Mädchen und Jüngling freuen!
Dem im Gemälde täuſchend die Zauberhand
Des Künſtlers nachahmt, den ſie ergötzt, wenn ihn
Der Abendſtern, wenn ihn des Himmels
Weißlicher, ſchimmernder Pfad nicht hinreißt.

Das Gehör.

Mich, dem des Hains Säuseln ertönt, und der Quelle
Stimmchen, der Sturm, und der Donner, und das Weltmeer,
Dem die Nachtigall, dem der Liebe
Froher, und weinender Laut,
Dem Melodie, Harfengetön, und die Flöte,
Sie die Posaun', und die Laute, und des Menschen
Stimme, mich hat er auch, in seinem
Schlummer, der Wähler, verkannt!

Das Gesicht.

Mit stillem Lächeln höreſt du uns, Gefühl;
Schweig ferner, der du Seher dich, Hörer dich
Darfſt nennen; dann uns wegen stolzes
Wahnes mit Röthe die Wange färben.

Der Geruch.

Tödte denn, Geſchmack, für der Eſſe Lanzen
Auch die Sängerinn, die entzückte Lerche;
Süßre Labung iſt der bemoosten Roſe
Düfte zu athmen.

Der Geſchmack.

Mag die Schüſſel denn ſtehn; ſchmückte ſie auch das Reh,
In der Blüthe gefällt, ſchmückte der Weizner ſie
Oder ſelber die Schmerle,
Jener Liebling des Kieſelbachs.
Doch des hellen Pokals helleres, ah den Saft,
Welchen Berg mir, und Thal, Winzer und Kelterer
Geben, wie er mir röthlich,
Oder wie er mir golden blinkt.

Trink' ich, ſchlürf' ich mit Luſt, liebend, mit Mäßigung,
Zwar mit weiſer, doch nicht mit der platoniſchen:
Evan bleibet mir ſanfter
Jüngling, hebt nicht den Rebenſtab.
Durch mich ſprachſt du einſt, Trinker Anakreon,
Bildlich, da du von dem ſprachſt, was ſchön dir war:
Aber Maale verſanken;
Und dein attiſches Wort verſcholl.

Klopſtock.

Anmerkung. „Das Gehör." Das Silbenmaß, welches das Gehör wählt, iſt ein deutſches, die Silbenmaße der andern ſind griechiſche. „Weizner:" das Rebhuhn. Die Jäger nennens in einigen Gegenden ſo.

Das Gehör.

An Hegewiſch, den Blinden.

Es tagt nicht! Kein Laut ſchallt! Wer entſchlöß
ſich ſchnell hier? wen erſchreckte nicht
Das Graunvolle der Wahl?
Doch ſie ſey dein Schickſal; du erkörſt doch
Blindheit? Des Gehörs Verluſt
Vereinſamt, und du lebſt
Mit den Menſchen nicht mehr. Wenn du alſo
kein Gott biſt: ſo wählſt du recht,
Willſt blind ſeyn, und entfliehſt
Den nur Sterblichen nicht. „Sehr ernſt iſt der
Gedanke von dieſer Wahl,
Verſenkt tief mich in Schmerz,
In zu trübes Gefühl! Doch was Wahl? Es
umringt ſchon den Ahnenden,
Schon wehdroht mir die Nacht!“
Das Licht ſchwand: doch entbehrſt du das
freundliche Wort des Geliebten nicht;
Nicht Stromfall, noch den Schlag

Der geflüchteten Wolke, die donnernd ſich
wälzt, daß die Hütte bebt,
(Ein Graun Zagenden nur)
Und laubwirbelnd Sturmwind' an Felſenklüf-
ten herbrauſen! nicht Waldgerauſch
Von Mailuft, die dich labt;
Noch das frohe Geſang' am verhohlnen Neſt-
bau; nicht den ſüßen Reiz
Der Tonkunſt; und gewann
Die Dichtkunſt dein Herz auch, nicht den Rei-
hen, in welchem ſie ſchwebt, nachdem
Der Inhalt ihr gebeut:
Entbehrſt nicht die Bezaubrung, wenn beide,
darreichend die Schweſterhand,
Durch Eintracht ſich erhöhn,
Und gleichriges Ohres, entzückt, die Trom-
met, und das Horn vernimmt
Der Nachhall im Gebirg.
Wer taub dann ihn gewahet in der Freude,
den Blinden, der trübet den Blick
Vor Mitleid mit ſich ſelbſt.

Und du möchteſt das Wundergebäude, worin
die geregte Luft
Zum Laut wird, den du liebſt,
Wie geſunken die denken, zerſtöret, daß nun
ſich ihr Wallen dir
Umſonſt naht, und wie ſtumm
Dir zerſtiebt; ah zerſtöret Gehörgang, die erklingende Grotte, drin
Den Amboß, und von ihr
Zu dem Munde den Weg, und an ihrem Gewölbe die Flöſerchen,
Die Aufhalt des Getöns,
Daß es ſanft ſich verliere; die feineren Saiten,
ſie ſind geſtimmt
Dem Anwehn, das ſie rühret:
(Wie Windemen nicht allen geſtimmt) den
Vorſaal, wo er nezend rinnt,
Emporwalle, wie der Quell;
Die gebogenen Röhren, der Schnecke Gewinde, die Scheidewand,
Das ganze Labirinth!

Klopſtock.

Empfindungen eines blinden Greiſes

am 25. Dezember 1809.

Dieſes fühlt der Entbehrende.

O du, der Millionen Sonnen
Im unermeßnen Äther kommen hieß,
Und deſſen Athem, der Himmelreich entronnen,
Ein neuer Morgenſtern dem andern pries;
O du, der über jenen Regionen,
Wo die Unendlichkeit dem Forſchen wehrt,
Noch andre Feuerwelten herrlich thronen
Und andre Sterne ſie umwandeln lehrt:
O du, erhabner Geiſt des Lebens und des Lichts,
Erleuchte dieſe Nacht des blinden Angeſichts!
Entferne dieſe nahen Schatten,
Und gieß dein Strahlenmeer auf's Augenlied!
Denn Freudegefühl erwärmt uns, wenn den Gat-
ten
Die ſehnſuchtsvolle Gattin wiederſieht;

Und wenn die Mutter, ach, die langgetrennte,
An ihre heiße Bruſt die Kinder reißt,
Wem da Entzücken nicht im Innern brennte,
Der wäre nimmer dein, du Segensgeiſt:
Doch Seligkeit durchblitzt das Herz und Himmelsglück,
Kehrt liebend ein Monarch zur Vaterſtadt zurück!

O daß ich dieſe Stirnen ſähe,
Von denen der Triumph der Seele ſtrahlt;
Und dieſe Wangen, die des Königs Nähe
Mit wunderhellem Morgenpurpur mahlt;
Und dieſe Hände, ehrfurchtsvoll gefalten;
Und dieſe Freudenzähren, demantlicht;
Und alle heilig feiernden Geſtalten,
Aus deren Zügen Dank und Liebe ſpricht!
Erſcheine, milder Strahl aus meiner Jugendzeit,
Den großen Tag zu ſehn in ſeiner Herrlichkeit!

Den Edeln, den mit Löwenſchritten
Ein ungeheures Schickſal überzog,

Die Hohe, deren tugendliche Sitten
Das Unglück auf der strengen Schaale wog,
Und alle Theuren, die von Ihnen stammen
Und ihre Sanftmuth erben, möcht' ich schaun,
Wie Freud' und Huld aus Ihren Blicken flammen,
Auf Ihren Busen Perlen niederthaun,
Und nun Verklärungsglanz die Bebenden umwallt,
Wenn Erd' und Himmelsdom: Willkommen! wiederhallt.

Doch nein! Wen Jugendfarben röthen,
Deß Haupt ist kräftig und sein Herz gewiß!
Mich Alten würde solch Entzücken tödten:
So laß mir, Gottheit, meine Finsterniß!
Vermeß'ner Wunsch, mein Schicksal umzuwandeln,
Aus andern Sinnen strömt mir Glück genug!
In tiefen Dunkelheiten will ich wandeln,
Verkannt und arm, bis an den Aschenkrug,

Wenn nach Gefahr und Graun auf ſturmem-
pörter Flut
Ihr Lebensnachen nur an ſtiller Küſte ruht!
Ob Waffen rauſchen, Völker fliehen
Vom Morgenreiche bis zum Niedergang:
Sie, Friedenſpender, laß nicht wieder ziehen
Den öden, rauhen Kriegespfad entlang!
Sie knüpfe durch der Ruhe goldne Bande,
Die ſtärker ſind, als jeder Sturm der Zeit,
An Ihre treue Stadt im Brennenlande,
An Ihre Bürger, ſtolz auf Pflicht und Eid;
Hier winde ſpät und oft das neubeſeelte Jahr
Den friſchen Lilienkranz um Ihr ergrautes Haar!

v. Baczko.

Der Blindgewordene.

Wie möcht' ich gern den Himmel ſehn
Und ſeinen rothen Abendſchein!
Wenn andre ſich im Feld' ergehn,
Bleib' ich daheim allein.

Doch, glaubt ihr denn, ich ſäß' in Nacht?
Nur außen ſey es klar und licht? —
Ihr kennt den Lenz, der in mir lacht,
Und ſeine Wonnen nicht.

Als noch des Tages Farbenſpiel
Den Knabenſinn mir hold ergötzt;
Da ſah ich Blumen bunt und viel
In Sommerthau genetzt.

Von Morgenroth und Himmelblau
Und Sonnengelb die Wieſe ſchwoll;
Von Waldesgrün und Wolkengrau
Blieb mir das Herz ſo voll.

Und jene Zeit und ihre Luſt
Füllt mir den ſtillen Buſen ganz;
Noch ſtrahlt er fort in meiner Bruſt
Der Mond- und Sternenglanz.

Kein Abend ſinkt auf meine Welt,
Der Herbſt geht ſchonend drüber hin,
Kein Schnee in meinen Garten fällt,
Wo ich ſo einſam bin.

Da draußen fühl ich wohl den Wind,
Da hör ich laut des Donners Graus —
Hier innen ewig iſt es lind':
Ich will nicht mehr hinaus.
Und jedermann, der zu mir ſpricht,
Hat Engelblick und goldnes Haar,
Und des Geſpielen Angeſicht,
Der mit mir Knabe war. —
So führt bald Sehnſucht mich, bald Ruh
Ans ſtille Ziel in mattem Lauf —
Mir ſchließt der Tod kein Auge zu,
Dem Blinden ſchließt er's auf!

Heinrich Loeſt,
Gerichtsrath.

(Pantheon, erſten Bandes zweites Heft.)

Die blinde Mutter.

(Aus dem Griechischen des Apollonidas.)

Nicht des Lichtes der Augen beraubt mehr nenn' ich dich Timo,
Seit du die Zwillingsfrucht blühender Knaben gebarst.
Mit mehr Augen nur schaust du Aelio strahlenumflossnen
Wagen, als Mutter da herrlicher jetzt, wie zuvor.

J. Erichson.

Homer.

(Aus dem Griechischen.)

Zeiten hinab und Zeiten hinan, tönt ewig Homeros
Einiges Lied; ihn krönt jeder Uranische Kranz.

Lange ſann die Natur und ſchuf; und als ſie geſchaffen,
Ruhete ſie und ſprach: „Einen Homeros der Welt!"

Herder.

Homer.

An Vater Bodmer.

Heil dir, Homer!
Freudiger, entflammter, weinender Dank
Bebt auf der Lippe,
Schimmert im Auge,
Träufelt, wie Thau,
Hinab in deines Geſanges heiligen Strom!
Ihn goß von Ida's geweihtem Gipfel
Mutter Natur!
Freute ſich der ſtrömenden Flut,
Die voll Gottheit,
Wie der ſonnenbeſäte Gürtel der Nacht,
Tönend mit himmliſchen Harmonieen,
Wälzet ihre Wogen hinab in das hallende Thal!

Es freute ſich die Natur,
Rief ihre goldgelockten Töchter;
Wahrheit und Schönheit beugten ſich über den Strom,
Und erkannten in jeder Welle ſtaunend ihr Bild!
Es liebte dich früh
Die heilige Natur!
Da deine Mutter im Thale dich gebar,
Wo Simois in den Skamandros ſich ergeußt,
Und ermattet dich ließ fallen in der Blumen Thau,
Blickteſt du ſchon mit Dichtergefühl
Der ſinkenden Sonne,
Die vom Thraziſchen Schneegebirg,
Über purpurne Wallungen des Hällåſpontos,
Dich begrüßte, in ihr flammendes Geſicht!
Und es ſtrebten, ſie zu greifen,
Deine zarten Hände,
Von ihrem Glanze röthlich, in die Luft empor!

Da lächelte die Natur,
Weihte dich, und ſäugte dich an ihrer Bruſt!
Bildete, wie ſie bildete die Himmel,
Wie ſie bildete die Roſe,
Und den Thau, der vom Himmel in die Roſe träuft,
Bildete ſorgſam den Knaben und den Jüngling ſo!

Gab dir der Erfindung
Flammenden Blick!
Gab, was nur ihren Schößlingen ſie giebt,
Thränen jegliches Gefühls!
Die ſtürzende, welche glühende Wangen netzt,
Und die ſanftere, die von zitternder Wimper
Rinnt aufs erbleichte Geſicht!
Gab deiner Seele
Einfalt der Tauben und des Adlers Kraft!
Gleich deinem Liede,
Sanft nun, wie Quellen in des Mondes Schein,
Donnernd und ſtark nun, wie der Katarakte Sturz!

Stolberg.

An das Meer.

Der Geiſt des Herrn den Dichter zeugt,
Die Erde mütterlich ihn ſäugt,
Auf deiner Wogen blauem Schooß
Wiegt ſeine Phantaſie ſich groß.

Der blinde Sänger ſtand am Meer;
Die Wogen rauſchten um ihn her,
Und Rieſenthaten goldner Zeit
Umrauſchten ihn im Feierkleid.

Es kam zu ihm auf Schwanenſchwung
Melodiſch die Begeiſterung,
Und Ilias und Odüſſee
Entſtiegen mit Geſang der See.

Hätt' er geſehn, wär' um ihn her
Verſchwunden Himmel, Erd' und Meer;
Sie ſangen vor des Blinden Blick
Den Himmel, Erd' und Meer zurück.

Stolberg.

Bei Homers Bild.

Du guter, alter, blinder Mann,
Wie iſt mein Herz dir zugethan!
Nimm dieſes Herzens heißen Dank
Für deinen göttlichen Geſang!
O hätt' ich deiner Lieder Macht,
Ich rief dir durch der Gräber Nacht!
Du kämſt in Morgenroth gehüllt,
So hehr und freundlich, wie dein Bild,
Und reichteſt mir die Strahlenhand;
Ich aber küßte dein Gewand,
Doch bald ermannte mich dein Gruß
Zu Handſchlag und zu Lippenkuß.
Auch ſprách ich: was ich hab', iſt dein!
Trink, alter Halbgott, dieſen Wein!
Er röthet ſich im Morgenland,
Am allerfernſten Mohrenſtrand!
Nun tränkſt du des Olümpos Luſt
Mit langen Zügen in die Bruſt,
Ich läſ' auf deinem Angeſicht:
Den neuen Nektar kannt' ich nicht!

Stolberg.

Homer.

Erdengeſchöpf war er nicht; ihn ſandten die himmliſchen Muſen,
Und dem Menſchengeſchlecht holde Geſchenke durch ihn.

L. Hahn.

Oſſian von ſich ſelbſt.

Im dritten Buche des Fingal.

Ich kam herab, wie ein Fels,
ich frohlockte in der Stärke des Königs.
Mannigfach war der Tod meines Arms,
fürchterlich der Glanz meines Schwerts.
Meine Locken waren damals noch nicht ſo grau;
noch zitterten meine Hände nicht vor Alter.
Meine Augen waren nicht geſchloſſen in Finſterniß,
mein Fuß fehlete nicht im Wettlauf.

Am Ende des dritten Buchs.

Oft hab' ich gefochten,
oft in Schlachten des Speeres geſiegt.
Aber blind, weinend und verlaſſen
wandele ich jetzt mit niedrigen Menſchen.
O Fingal, mit deinem Geſchlechte der Schlacht,
jetzt ſeh ich dich nicht.

Im Anfange des vierten Buchs.

Tochter, mit der ſchneeweiſſen Hand!
Ich war nicht ſo traurig und blind;
ich war nicht ſo finſter und verlaſſen,
als Everallin mich liebte.

In der Schlacht von Lora.

Einſamer Bewohner des Felſen!
ſchau über die heidigte Ebne;
du ſiehſt grüne Grabmäler, mit ihrem hohen
liſpelnden Graſe;
mit ihren Steinen mit bemoosten Häuptern;
du ſiehſt ſie, Sohn des Felſen!
Aber Oſſians Augen ſind erblindet.

Zu Ende des Gedichts Karthon.

An die Sonne.

Aber dem Ossian blickst du umsonst hervor,
Denn er sieht deine Stralen nicht mehr;
es mag dein gelbes Haar auf den östlichen Wolken fließen,
oder du magst am Thore des Westen zittern.

Der Untersuchung würdig.

Du gingst der Schönheit Bahn,
Sohn Fingals, Ossian!
Sie ging Mäonides Homer!
Wer that der Schritte mehr?

Klopstock.

Miltons Blindheit.

(Verlornes Paradies, dritter Gesang, V. 1 — 55.)

Sey mir gegrüßet, heiliges Licht! des schaffenden Himmels

Erſte Geburt; mitewiger Strahl vom Ewigen. Möcht ich
So dich untadelhaft nennen; indem Gott ſelber das Licht iſt,
Und nie anders, als nur in unzunahlichem Lichte
Wohnte von Ewigkeit her; in dir denn wohnte, du heller,
Reineſter Ausfluß des reinſten, des unerſchaffenen Weſens.
Oder hörſt du vielleicht mit jenem himmliſchen Namen
Eines ätheriſchen Stroms, aus tiefverborgenen Quellen,
Lieber dich nennen? Noch ehe die Sonnen und Himmel geweſen,
Warſt du ſchon da, und umhülltеſt, auf Gottes allmächtige Stimme,
Wie ein Mantel, die Welt der dunkeln nächtlichen Waſſer,

Welche heraufſtieg, indem ſie ſich jetzt dem unförmlichen Leeren
Durch die Schöpfung entriß. Mit kühneren Schwingen beſuch' ich
Dich aufs neue; ſeitdem ich den ſtygiſchen Tiefen entronnen,
Obgleich lange genug in dieſem finſteren Abgrund
Zu verweilen gezwungen. Auf meinem verwegenen Fluge,
Welcher mich durch das finſtere Reich der Hölle geführet,
Sang ich mit höherem Ton, als Orpheus Leyer geſungen,
Von der ewigen Nacht, und dem Chaos. Die himmliſche Muſe
Unterrichtete mich, die dunkle Hinabfahrt zu wagen,
Und frei wieder herauf mich zu ſchwingen; ſo ſchwer, und ſo ſelten

Dieſes Unternehmen auch iſt. Gerettet, beſuch' ich
Jetzo dich wieder; und fühle dich, herrſchende Fackel des Lebens,
Die den beſeelenden Glanz auf alle Geſchöpfe verbreitet.
Du indeſſen beſuchſt mich nicht wieder; nicht wieder die Augen,
Die vergeblich ſich rollen, um deine durchdringenden Strahlen
Wiederzufinden; ſie finden ſie nicht! Der ſchwächeſte Schein nicht
Bricht zu ihnen hindurch; ſo hat ein verfinſternder Tropfen, *)
Oder ein trübes Gewölk, die helle Scheibe verhüllet.
Dennoch hör' ich nicht auf, an lieblichen Örtern zu wandeln,

*) In der Urſchrift: a drop serene. Dies bedeutet, wie gutta serena, den Staar.

Welche die Muſen gewohnen; an klaren rieſelnden Quellen,
Oder im ſchattigen Hain, und auf dem ſonnigen Hügel,
Von der Liebe begeiſtert zum heilgen Geſange. Vor allem
Komm' ich, o Sion, zu dir in ſtillen nächtlichen Stunden,
Zu den blumigen Bächen, die deine geweiheten Wurzeln
Waſchen und murmelnd über ſie fließen. Indem ich nicht ſelten
An den blinden Thamyris, und blinden Mäonides denke,
(Sie, die Beiden im Schickſal mir gleich, o möcht ich im Nachruhm
Ihnen ſo gleich ſeyn!) und jene der alten Weiſſager, Phineus
Und Tireſias. Dann ernähren mich große Gedanken,

Welche von selbst harmonisch fließen; dem Vogel der Nacht gleich,
Der in einsamer Finsterniß sitzt, und unter der Decke
Hoher Schatten sein Lied den horchenden Hainen verseufzet.
Also kehren in wechselnder Ordnung die Zeiten des Jahres
Wieder zurück; doch kehret der Tag für mich nicht zurücke,
Nicht für mich die süße Herankunft des Abends und Morgens;
Nicht der Anblick der Frühlingsblume, der Rose des Sommers,
Oder der Heerden; auch nicht des Menschen göttliches Antlitz.
Immerwährende Nacht umringt statt dessen mein Auge,
Dick als Wolken; ich bin vom holden Umgang der Menschen

Abgeschnitten; anstatt des Buchs der schönen Erkenntniß,
Liegt nur ein weißes Blatt vor mir da; die herrlichen Werke
In der Natur sind alle für mich vertilgt und verloschen;
Und mir schließt sich auf immer die eine Pforte der Weisheit.
Scheine du also, himmlisches Licht, mit göttlichen Strahlen
Desto stärker in mir, erleuchte die hellere Seele!
Pflanze du Augen allda; zerstreue die finsteren Nebel,
Die sie umhüllen; und weihe sie dir, damit ich, gereinigt,
Alles das seh und erzähle, was Sterblicher Augen verhüllt ist.

Zacharia.

Düten über Augenärzte. *)

Viel wüßt' ich eben nicht zu nennen,
Die Blinde sehend machen können;
Doch Schande, die hat schon mancher blind
gemacht;
Auch mich hat so ein Schelm um das Gesicht
gebracht.

An Düten.

Ihr, dem welschen Lied im Schooße,
Hört den Göttersohn;
Hier ist mehr als Virtuose,
Hier ist Amphion.
Eine Gottheit haucht Gesänge
In sein Zauberrohr;
Und zum Marmor wird die Menge
Wird Gefühl und Ohr.

*) Namlich Afterärzte. Hoch glänzen die Namen Jung, Beer, Hamin, Murrinna, Richter u. v. a.

Sehr, wie an des Himmels Nähe,
Wie die Lerche ſteigt,
Wie bis an der Wolken Höhe
Dälons Odem reicht.
Welche Wolluſt in den Tönen,
Welche Zaubermacht!
Wie das Säuſeln einer ſchönen
Stillen Frühlingsnacht.
Höret, wie, ermüd't zu ſingen,
Er im Trillo ſchwebt:
Gleich dem Seufzer, der auf Schwingen
Eines Engels bebt.
Wolluſt fordert meine Thräne,
Süß mit Schmerz vereint;
So wie Gellerts weiche Schöne
Philomelen weint.
O! wenn jener Wunderthäter
Noch auf Erden wär',
Lieber Dälon, dein Erretter
Wäre wahrlich er!

Zähl', o Gott, des Jünglings Lieder,
O! erlebt' ichs hier!
Gieb ihm seine Augen wieder,
Den Geruch nimm mir.

Magister Krüger zu Stralsund.

An Dülon.

Dülon, alle Töne deiner Zauberlyre
Weckten seliger Gefühle viel in mir;
Blindheit, die Gefühl so sehr in dir erhöhte,
Gab der Ewige gewiß voll Weisheit dir.
Andern Menschen, die die Sinne schänden,
Solltest du vielleicht hier eine Lehre seyn,
Künftig ihre Sinne besser anzuwenden,
Sie der Pflicht und Tugend nur zu weihn.
Ach! dein Elend wird nicht immer währen,
Das das allergrößte Erden-Elend ist.
Leise trockne ich die mitleidsvollen Zähren,
Wenn mein Auge um dich überfließt.

Das Gefühl, das dich zur bessern Welt erhöhet,
Folgt hier, Blinder, auch ins bessre Leben nach!
Wenn das Erdenlichtwerk unserm Aug' entgehet,
Wird dein Auge auch zu ew'ger Wonne wach.

Geheimer Hofrath v. Rudloff,
aus dem Göttinger Musen-Almanach.

Auf den blinden Flötenspieler Dülon.

Paminens Erbtheil ist — die Zauberflöte;
Deins, Sohn der Nacht — das Zauberspiel!

Dülon, der blinde Flötenspieler.

Den hehren Vater ahnend schaut als Jüngling schon,
Der Mutter Bund vergessend, sehnsuchtsvoll Dülon

Zum hohen Sonnengott empor. Zu mächtig ist
Der Glanz des herrlichen am ungeübten Aug';
Erblindet, aber wonnetrunken sinkt, ach! sinkt,
Dülon in finstrer Schatten lebenslange Nacht!
Unwiderruflich hatte des Geschickes Neid
Es so verhängt. Apollo selbst vermag es nicht,
Den harten Schluß zu ändern! doch, was, sprach er, ich
Nicht ändern kann, das darf und will ich mildern, Sohn,
Nimm diese Flöte, was dir auch mein Strahlenschein
Geraubt, das Licht und alle Freuden, die es giebt,
Ersetzt sie dir. — So oft Dülon begeistrungsvoll
Der Tonkunst Allgewalt durch diese Flöte weckt,
Erhebt von göttlichem Vergnügen ihm die Brust,
Und er vermißt sie nicht, die Welt, die er nicht sieht.
Entzückt preißt jeder Hörer, was er nie gehört,

Und ruft erstaunt, des Sängers Abkunft
merkend, aus:
„Zwar aus dem todten Auge spricht kein Göt-
terkind;
Doch dieser Töne Zauber offenbart ihn uns,
Des lichtumstrahlten Musengottes Lieblings-
sohn!"

An Dülon auf die Reise.

Du guter Dülon, klage nicht,
Daß Nacht umflort dein Angesicht!
Hast du nicht tiefes Herzgefühl?
Nicht zauberisches Flötenspiel?
Homer zog arm und blind herum,
Und dennoch sang er Ilium,
Und des Odysseus Wanderschaft,
Mit voller Schöpfergeisteskraft.
Blind saß der Celtenbarde da,
Und sah — was kaum ein Dichter sah! —
Den Stürmen gleich des Ozeans
Erscholl die Harfe Ossians!

Milton

Milton ſah blind die Engelſchlacht,
das Chaos und die Höllennacht;
und mahlte ohne Augenſtrahl,
der Weiber ſchönſtes Ideal!
Und Pfeffel ohne Sonnenſchein,
bringt in das Reich der Fabel ein;
und ſeine Geißel, kühn und ſtark,
trifft böſe Fürſten bis aufs Mark!
Die lichtberaubte Paradis
ſchwingt ihre Saiten ſo gewiß,
daß vor der Macht des Genius
der Hörer wonneſchauern muß.
Gar gut iſt Gott, der uns gemacht;
deckt er den äußern Blick mit Nacht,
ſo ſchärft er zu der Seele Glück,
mit hellerm Strahl den innern Blick.
Drum, guter Dülon, klage nicht,
daß Nacht umſtort dein Angeſicht,
Gott gab dir dieſes Herzgefühl,
und Zauber in dein Flötenſpiel.

X

O Dülon, Dülon, freue dich!
Einſt öffnen deine Augen ſich:
dann ſiehſt du Gottes Herrlichkeit
und ſtöreſt ihm aus Dankbarkeit.

Schubart.

Auf die blinde Großkünſtlerinn Paradis.

Dein Schickſal werde nicht geſcholten!
Zwar raubt's dir Phöbus goldnen Strahl:
Doch hat dir dieſen tauſendmahl
Sein goldnes Saitenſpiel vergolten!

Bürger.

Thereſe von Paradis.

Ihr ſelbſt gewidmet.

Ich war ein kleines Würmchen,
noch kaum vier Spannen groß;
und pickt' in einer Laube
an einer goldnen Traube
auf meiner Mutter Schooß:

Da ſtieg ein ſchwarzer Drache —
die Mutter ſah ihn nicht —
aus einer faulen Pfütze,
und blies wie fahle Blitze,
ſein Gift mir ins Geſicht.
So ward es plötzlich dunkel
und einſam um mich her;
es konnten meine Augen
kein Licht mehr in ſich ſaugen,
die Sonne ſchien nicht mehr.
O Mutter, liebe Mutter!
rief ich der Guten zu
und hing an ihrer Wange:
Wie bang iſt mir, wie bange!
Wo bin ich, wo biſt du?
Sie netzte mich mit Thränen,
rief den im Himmel an;
bat Menſchen, mir zu helfen;
und keiner konnte helfen,
von Allen, die mich ſahn!

So ſchlich ich lang im Finſtern
an ihrer Hand umher;
entwöhnt vom bunten Tande
fand nie mein Geiſt die Bande,
worin er lag, zu ſchwer.

Am ersten Feſte Gottes,
als ich ein Lied ihm ſang:
da hört' ich Flügel ſchwirren
und eine Stimme girren,
ſo ſanft, wie Flötenklang!

Sie ſprach: Ich bin der Engel
der ſüßen Harmonie,
der oft den Menſchenkindern,
des Lebens Gram zu lindern,
ſchon ſeine Harfe lieh.

Du kennſt mich, auf Erden
hieß ich Cäcilia;
mein Lob ſang Popens Laute,
und Solon-Franklin baute
mir die Harmonika.

Heil dir! zu deinem Troſte
bin ich herab geſandt.
Sie faßt mir Hand und Kehle,
und eine neue Seele
durchſtrömte Kehl' und Hand!
Sie ſchied: auf meinem Schooße
fand ich ein Saitenſpiel;
ſein Laut verdrang mein Leiden,
mein Buſen ſchmolz in Freuden
und Harmoniegefühl.
Einſt ſpiele' ich in dem Tempel
das heil'ge Meiſterſtück
des großen Pergoleſe *):
da hörte mich Thereſe
und ſorgte für mein Glück.

---

*) G. Battiſta Pergolesi, ein neapolitiſcher Tondichter, deſſen Stabat mater beſonders bekannt iſt. Er ſtarb in Italien an einer vergifteten Taſſe Chocolate, im neun und zwanzigſten Jahre. K.

O lebte sie! — doch schweige
mein allzuwahrer Schmerz.
Fand ich in Süd und Westen
nicht Menschen, die mich trösten,
nicht Balsam für mein Herz?
Süß ists, wenn meine Cymbel
ins Mark der Seele dringt,
und dann ein edler Hirte
der Völker eine Myrthe
mir um den Scheitel schlingt.
Doch süßer, traute Freunde,
ist euer Händedruck;
sind eure sanften Thränen;
ja diese, diese krönen
mich mehr, als Perlenschmuck.

Pfeffel.

Lied einer blinden Harfnerinn zu Halle.

Ich spiele als Mädchen unbefangen,
Im Schooß der Unschuld und Natur,

Sah Gottes schöne Schöpfung prangen,
Im Sternenzelt, auf Wald und Flur.
Sanft flossen meiner Kindheit Tage;
Nicht rauh schien mir des Lebens Bahn:
Da wehte mich der Menschheit Plage,
Das böse Gift der Blattern an.
Sein Hauch verlöschte meinen Blicken
Der Sonn' und Sterne freundlich Licht;
Nun konnt' ich keine Blumen pflücken,
Nun sah ich Erd' und Himmel nicht.
Doch meine Altern, mild und bieder,
Erbarmten meiner Klagen sich:
Durch ihre Güte lernt' ich Lieder,
Und Jammer und Verzweiflung wich!
Dank dir, o Harmonie der Saiten!
Du lindertst gütig manche Noth;
Du hilfst mich durch das Leben leiten,
Durch dich kann ich mein magres Brot
Mit meinen braven Altern theilen;
Doch ach! Gesang und Harfenspiel
Kann nicht all' meine Leiden heilen,
O Menschen! ich entbehre viel!

Vergebens ſchmückt für mich im Maien
Sich die Natur mit bunter Pracht;
Ich kann mich keines Morgens freuen,
Mir iſt das Leben ew'ge Nacht.
Ich ſeh nicht Gottes Dank-Altäre,
Seh keinen gütevollen Freund,
Seh nicht des Mitleids ſchöne Zähre,
Die je ein fühlend Herz mir weint.
Gott wird ſein Licht mir wiederſchenken,
Getroſt mein Geiſt, verzage nicht!
Laß andre Tod und Grab ſich denken,
Dein Glaube hoffet Tod und Licht!
Ja dieſe Finſterniß wird ſchwinden,
Einſt bricht ein ew'ger Morgen an,
Dann werd' ich alle ſehn und finden,
Die hier der Blinden wohlgethan.

Braune.

(Hierbei iſt eine Singweiſe.)

Sehnsucht.

Bang klopft mein Herz und freudenleer
Beim Lied der Nachtigall,
Ihr Flötenton ergreift mich mehr,
Wie Todtenglockenschall.
Mir sind die Freuden dieser Welt
Von dir getrennt ein Blumenfeld,
Wo alles welkt und alles fällt.
Entfernt von dir im Dunkeln gehn
Schärft meinen Wunsch nach Licht,
Könnt' ich, du Traute, dich nur sehn,
Gewiß ich klagte nicht.
Mein froher Muth, er ist dahin;
Seit ich allein im Dunkeln bin,
Verließ er mich, und floh dahin.
Der Hänfling lockt, sein Weibchen hüpft
Zum nahen Blüthenbaum;
Er fliegt ihm nach, und scherzend schlüpft
Es durch der Zweige Raum.
Seit du mich flohst, blieb ich allein,

Muß ohne dich im Dunkeln seyn; —
Ach! komm zurück, ich harre dein!
Der Blumenstrauß, den ich mit dir
Am Bach zuletzt gepflückt,
Er welkte bald, zu oft von mir
Ans bange Herz gedrückt.
Auch meine Blüten welken ab;
Seit Dunkelheit mein Aug' umgab,
Ward mir die Welt ein ödes Grab.
Oft glaub' ich träumend dich zu sehn,
Wie du die Hand mir reichst,
Und, will ich dann entgegen gehn,
Vor meinem Blick entweichst.
Die Hoffnung treibt mit mir nur Scherz,
Sie täuscht mich, und mein armes Herz
Verblutet unter Gram und Schmerz.

Der blinde Franz Adolf Sachse.

Troſt, dem blinden Wendt.

Freund, faſſe dich! oft gab es deines Gleichen;
Laß nicht die Tröſtung deiner Bruſt entweichen,
Wenn gleich dein Auge Finſterniß bedecket:
Du wirſt einmal zum Lichte aufgeweckt!
Homer hat blind ſein Meiſterſtück geſungen;
Auch Oſſian, dem Kelten, iſt's gelungen;
Des Lichts beraubt, hat Milton einſt geſehen
Den Adam aus dem Paradieſe gehen.
Drum zage nicht, noch leben deine Brüder;
Auch Dülon, Pfeffel, ſingen ihre Lieder!
Was die Natur entzog dem äußern Leben,
Hat ſie dem innern reichlicher gegeben.

Wilhelmine Kühnau,
geb. Häſeler.

Blindenleiter.

Wer, wie Job, des Erblindeten Aug' ist, welchen die Sonne
Mild nur wärmet, dem sie nimmer erhellet die Nacht;
Wer, wie Er, des Erlahmeten Fuß ist, oder des Tauben
Ohr, und des Stummen Mund; Vater des Dürftigen ist:
Ihn, ihn höret der Herr in der Stunde, der furchtbaren, letzten,
Wann des Sterbenden Blick starrend in Finsterniß bricht;
Licht und Sonn' und Stecken und Stab in dem Todesthale,
Dem umnachteten, beut ihm sich Jehovah, sein Gott;
Anwalt wird er ihm sein in dem ernsten Gerichte, und ihn leiten
Droben im Sternenpallast zu der Unsterblichkeit Kranz.

D. Christ Kühnau, in Berlin

Das verpfändete Auge.

(Nach der achten Fabel der isländischen Edda.)

Einen Aschbaum weiß ich, er heißt Ydrasil,
Durch alle Welt er breitet der Zweige viel,
Bis an den Himmel sie reichen; —
Ein Wunder sondergleichen! —
Mit reinem, glänzenden Perlenthau
Bewässert und tränket er Thal und Au;
Hochheilig steht er und blüht allzeit,
So Sommer als Winter, im grünen Kleid:
Dort sammeln alltäglich zu ernstem Spruch
Sich die Götter, zu richten und schlichten nach Fug.
Drei Wurzeln begründen den Götterbaum,
Abgründlich sich senkend zu fernem Raum;
Die eine gen Norden sich reckt und streckt,
Allwo aus dem Eise die Riesen geweckt:
Darunter entspringet der Mimisquelle
Urlautere, silberklare Welle:
Drin ist die Weisheit verborgen! —
Und jeglichen Morgen

Schlürft aus dem edelen Born
Durch das Giallahorn
Der göttliche Mimer,
Des Urquells Herr.
Drob füllet ihn Weisheit im Überschwang,
Zu Dichtung und zu hohem Sang,
Und zu Rath und That. —
Einst kam Allvater daher und bat,
Um Weisheit und Begeisterung
Des Wassers einen einigen Trunk;
Doch ward er der Labe mitnichten ergötzet,
Bis eins seiner Augen zum Pfand' er gesetzet.
Seitdem ist Odin, der Retter aus Noth und Tod
Auch der Skalden Schirmherr und waltender Gott;
Sie, die fähret am Himmel so hehr und mild,
Die Sonne, das Weltaug', ist sein Bild.

D. Christ Kühnau.

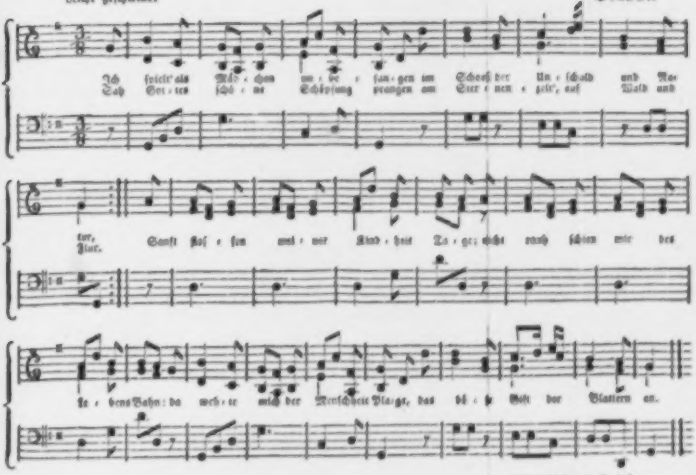
Druckfehler.

Seite 1 Zeile 2 oben ſtatt Lisle lies: Lille.
— 4 — 3 unten ſchalte hinter Achtklang ein: (Oktave).
— 5 — 1 unten ſt. einen l. einem.
— 6 — 9 ob. ſt. mit Chstem l. chſtens.
— 14 — 9 unt. ſt. Lolyiſius l. Calviſius.
— 15 — 3 unt. ſt. Ricercata dies l. Ricercata. Dies.
— 16 — 4 unt. ſt. Clavierecymbel l. Clavicembal.
— 16 — 5 unten ſt. Präludion l. Präludien.
— 16 — 6 unt. ſt. wenn l. wovon.
— 32 — 6 oben ſt. merito l. marito.
— 35 — 11 und anderswo ſt. Dr. l. Profeſſor.
— — — 1 unt. ſt. in der Gypsgaſſe 11. l. an der Gegenſcharfe (Contreſcarpe), Hauszahl 22.
— 37 unt. ſt. Dulon l. Dilon.
— 38 Zeile 1 ob. ſt. zu Stendal, nach Andern l. nach der eignen Lebensbeſchreibung Dilons.
— 41 — 2 ob. ſchalte ein: Bei ſeinem Heldenſange weint Odyſſeus.

Seite 54 Z. 4 ſt. der Hände l. mit den Händen.
— 99 — 7 u. 3 unt. und Seite 100 Z 4 oben ſt. Wend l. Wendt.
— 105 u. 111 Z. 3 unt. ſt. Kühnau l. Kuhnau.
— 137 u. ſ. f. ſt. Kirchgäßner l. Kirchgeßner.
— 160 Z. 1 unten ſt. Iyehoe l. Iyehoe.
— 169 — 2 — u. S. 170 Z. 4 oben ſt. Culdaer l. Chuldäer.
— 174 — 1 oben l. der Gewohnheit, beim Andern zu ſingen, die auch Griechen und Römer haben, erwähnt.
— 217 — 7 unt. ſt. legte dem Prof. aus l. widerlegte den.
— 225 — 5 oben ſt. Thorough Baſs l. Thorough-base.
— 257 — 10 oben ſt. Glitravi l. li bravi.
— — — 11 oben ſt. spaco l. opaca.
— 277 — 5 oben ſetze hinter verſchmerzen einen Beiſtrich.
— 297 — 6 unt. ſtreiche den Namen v. Bacſka.
— 307 — 9 unten ſt. Everallin l. Evirallin.

Die blinde Harfenſpielerinn in Halle.

Nicht geſchwind. Braune.

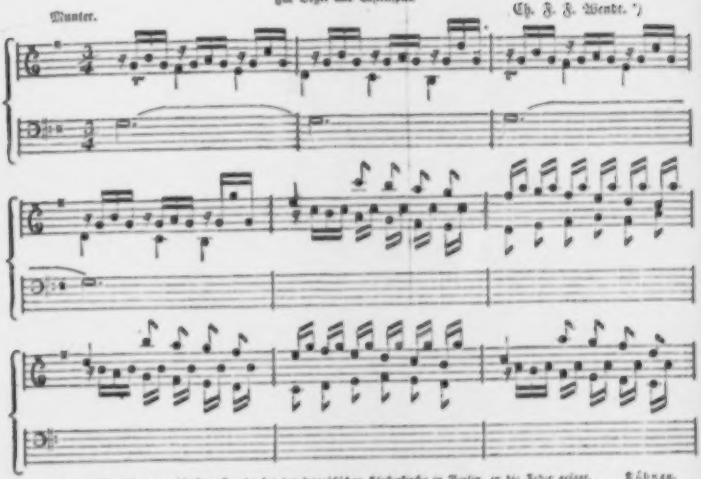


Die folgenden Verſe ſiehe S. 340.

Launenspiel.

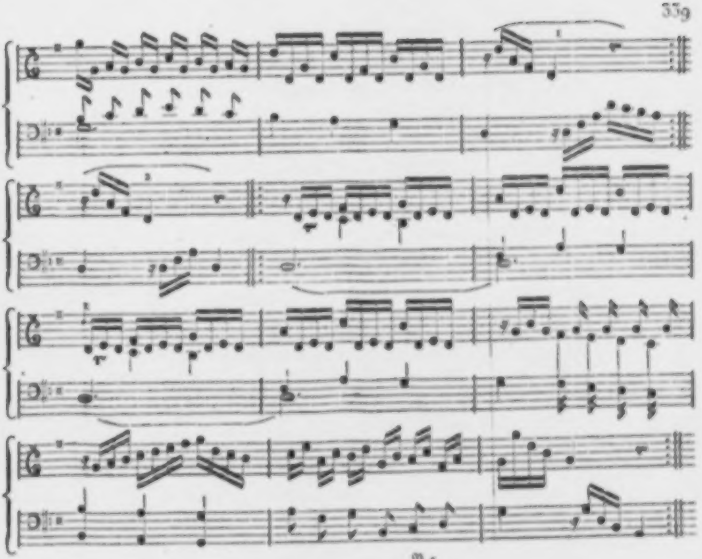
Für Orgel und Tastenspiel.

Munter. Ch. F. J. Wendt. *)

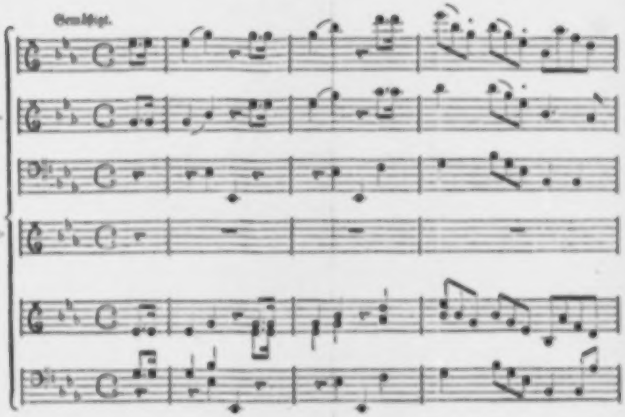


*) Von diesem blinden geschickten Organist bei der französischen Klosterkirche in Berlin, in die Zeitung gesetzt. Kühnau.

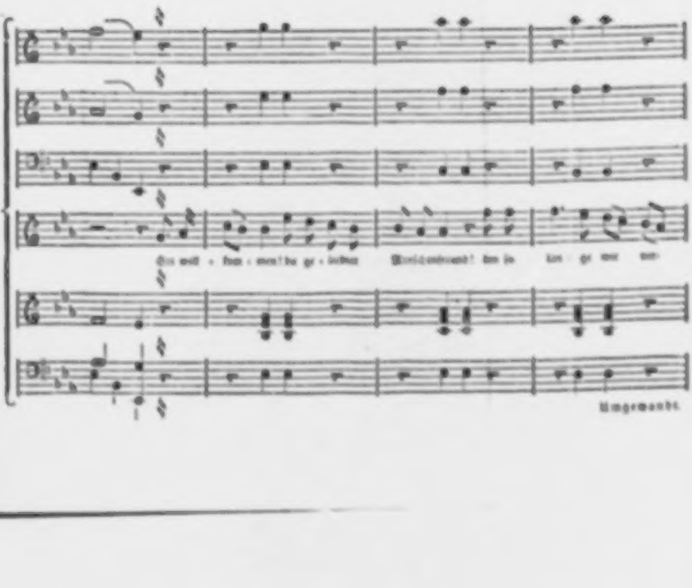
(Aus Mich. Kühnau's Klavierstücken; Berlin 1805. Preis 10 gr. C. 16.)

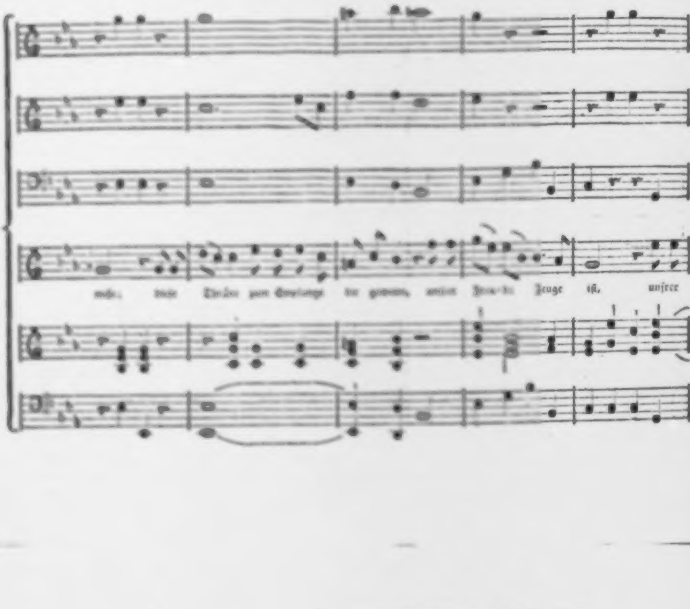


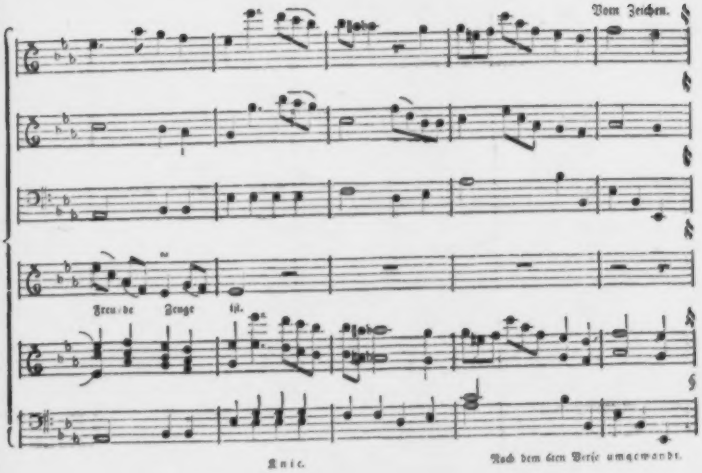
Lied auf die Zurückkunft des Herrn Vorstehers Prof. Zeune und dessen Ehegattin von der Reise. *)



*) Gedichtet von zwei blinden Zöglingen seiner Anstalt, Wilhelm Engel und Johann Kuter; in Töne gesetzt von Hennig, Lehrer der Blindenanstalt. Im August 1810.

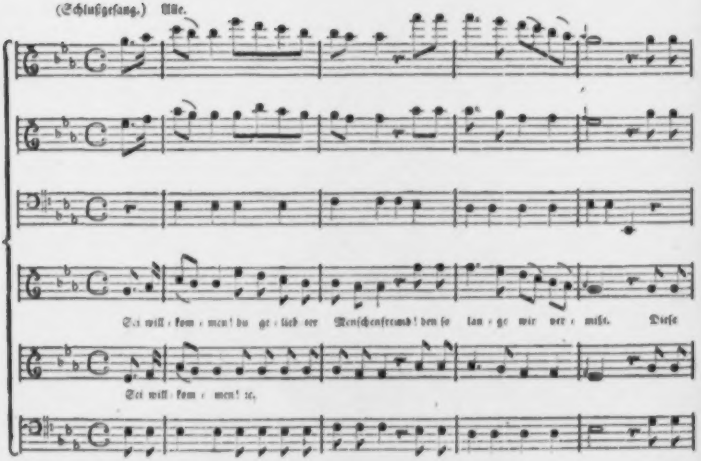

Umgewandt.

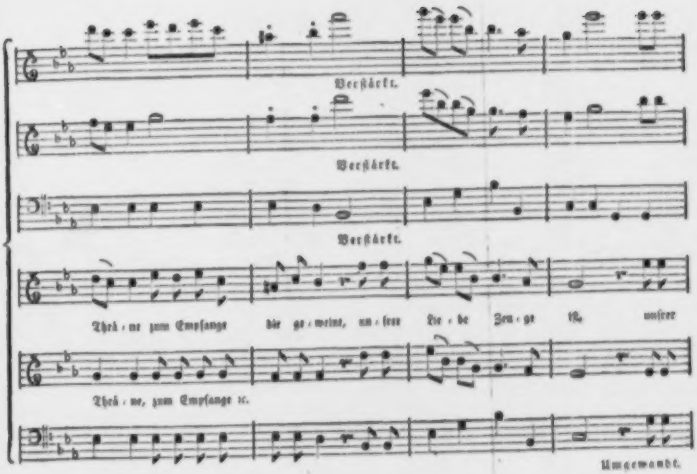

Zeuge ist, unsrer

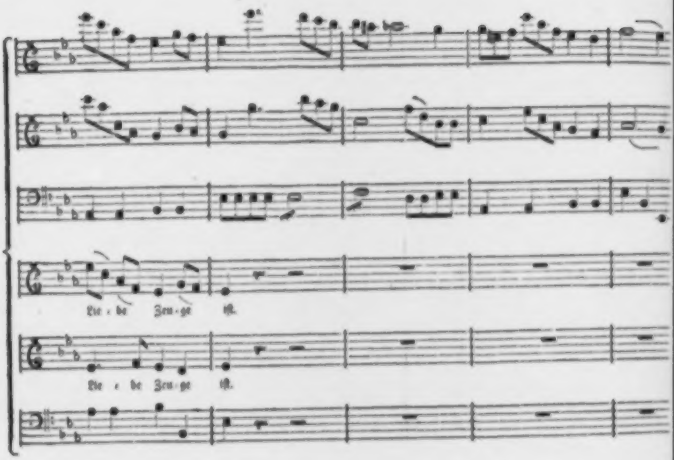


Anic. Nach dem 6ten Verse umgewandt.

(Schlußgesang.) Alle.




Verstärkt.
Verstärkt.
Verstärkt.
Thrä - ne zum Empfange die ge - weint, un - srer Lie - be Zeu - ge ist, unserer
Thrä - ne, zum Empfange ꝛc.
Umgewandt.


Die · der Zeu-ge ist.
Die · der Zeu-ge ist.

2. Du, der gute Engel uns gesandt zum Heil,
Da uns fehlt der Augen Licht,
Nur durch dich ward uns der inn're Strahl zu Theil,
Der der Seele Nebel bricht. Knie.

3. Aus der dunklen Hülle schälest du den Kern,
Der im Wust verworren lag!
Weisheit strahlt aus dir gleich einem goldnen Stern,
Unserer Nacht giebst du den Tag. Engel.

4. Lieb' zum Vaterland' hast du in uns gesä't,
Schnell entkeimt sie wie der Pfeil,
Zeune! den schon oft Begeisterungshauch durchweht,
Weihst dich gern für Deutschlands Heil. Engel.

5. Auch willkommen, Gattinn von dem Menschenfreund,
Die der Sanftmuth Krone trägt,
Daß des Glückes Sonne dir doch ewig scheint,
Diesen Wunsch die Seele hegt. Knie.

6. Neigt sich, Edler! auch das Traumbild dieser Welt
Einst zum stillen Grabe hin,
O! dann glänzt dein Bild am blauen Himmelszelt,
Strahlt von dort uns deutschen Sinn. Engel.

7. Sei willkommen, Du geliebter Menschenfreund,
Den so lange wir vermißt,
Diese Thräne, zum Empfange Dir geweint,
Unsrer Liebe Zeuge ist. Knie.